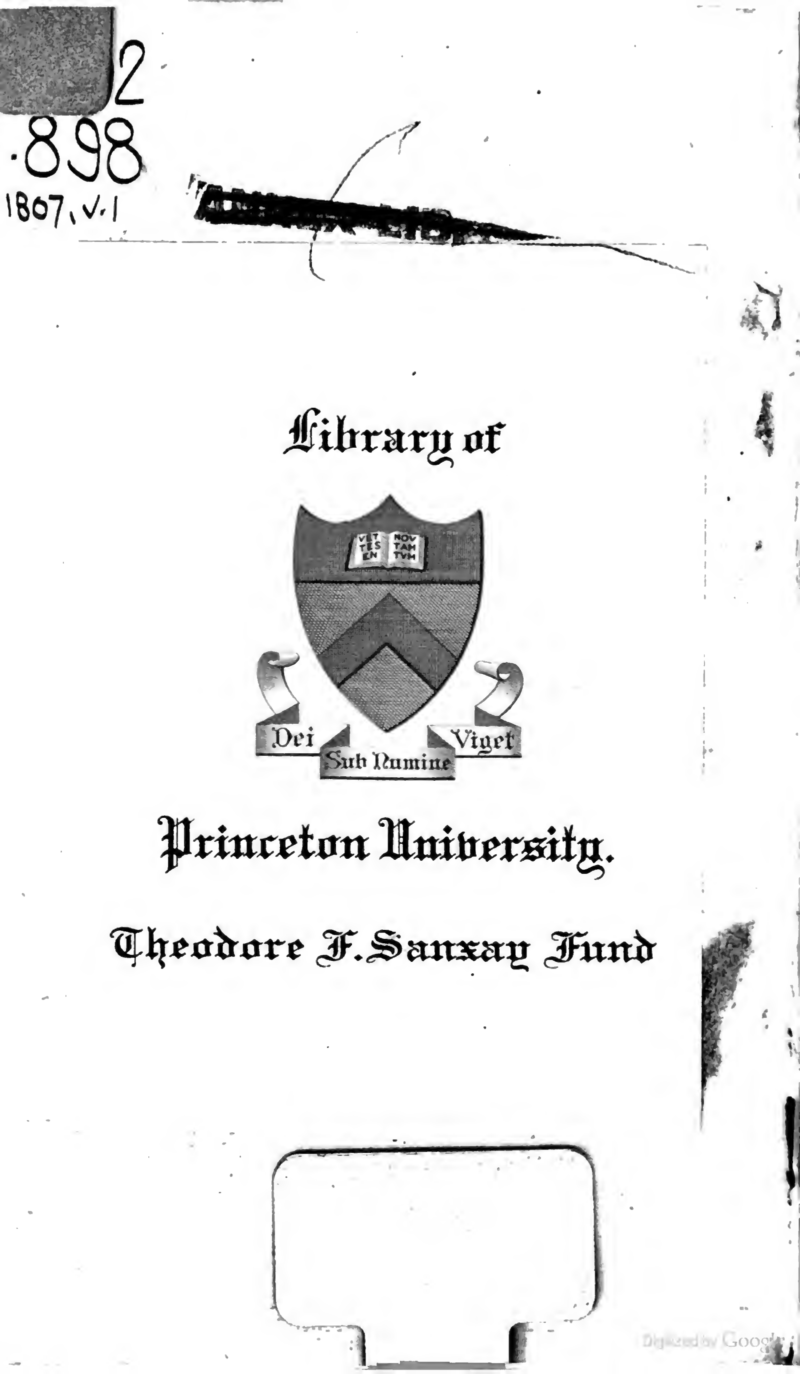



2
.898
1807, v.1
Library of
VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei Sub Numine Viget
Princeton University.
Theodore F. Sanxay Fund
Digitized by Google



L. Cranach jun. pinx. 1580. C. Müller sc.

# AUGUST
## CHURFÜRST ZU SACHSEN.

# Der Neue
# Teutsche Merkur
## vom Jahr 1807.

---

Herausgegeben

von

C. M. Wieland.

---

Erster Band.

---

Weimar 1807.
Im Verlage des L. Industrie-Comptoirs.



Der Neue

# Teutsche Merkur.

1. Stück. Januar 1807.

## I.

## Churfürst August von Sachsen.

Eine biographische Skitze von J. C. Adelung.

(In Beziehung auf das Titelkupfer.)

### Vorwort.

Ein wackerer Dresdner Künstler, C. F. Holzmann, der mit seltener Selbstverläugnung selbst auf einem sehr rauhen und dornichten Pfade stets seiner Kunst und denen treu blieb, die er früh schon als seine Hausgötter und Lieblinge achtete; — er hat sich besonders um mehrere Handzeichnungen und Gemälde unsers Dietrichs sehr verdient gemacht, wovon ein ander Mal die Rede seyn mag, — warf

sein Auge auf zwei sehr sauber ausgeführte und charakteristische Mignaturgemälde, auf der Dresdner königl. Bibliothek, welche den glorreichen Churfürsten August, einmal in ritterlicher, das zweite Mal in gewöhnlicher Hofkleidung darstellen, und veranstaltete von dem erstern einen Kupferstich im Jahr 1796. Der Stich selbst ist mit ungemeiner Treue, so weit es die farbenlose Darstellung erlaubt, dem Gemälde nachkopirt, und verdient weit mehr gekannt und gekauft zu werden, als es bisher der Fall war, weil er vom Künstler nur auf Pränumeration herausgegeben wurde und bis jetzt noch gar nicht durch den Kunsthandel ins größere Publikum kam *). Um sich von dem Verdienstlichen dieser Arbeit, deren Empfehlung am meisten in der gewissenhaften Treue besteht, ganz zu überzeugen, darf man das Urbild nicht unverglichen lassen. Der fromme und gottesfürchtige Churfürst hatte sich zu seinem eigenen Haus- und Familiengebrauch durch den berühmten Wit-

*) Man darf sich nur geradeswegs an den Künstler selbst: Maler Holtzmann in Dresden, Neugasse, wenden und kann hier noch Abdrücke für 1 Thaler erhalten. Der Stich hat die völlige Größe des Originals, klein Folio und ist mit 3 Bogen sauber gedrucktem Text, gleichfalls in Folio, begleitet.

tenbergischen Buch- und Bibeldrucker Hans Krafft im Jahr 1576 eine Bibel nach Luthers Uebersetzung, alten und neuen Testaments, auf Pergamentpapier abdrucken und die in diesen Krafftischen Bibelausgaben in Folio gewöhnlichen Holzschnitte von einem damaligen Briefmaler in Wittenberg gar zierlich und buntfarbig ausmalen lassen. Das Ganze hat ein sehr sauberes und wohlgefälliges Ansehen, und man kann es mit Fug und Recht eine Prachtausgabe des sechszehnten Jahrhunderts nennen. Es ist eine unter Bibelsammlern bekannte Sache, daß damals in Wittenberg, der weltberühmten Säugamme und Pflegemutter der Glaubensverbesserung, ein nicht unbedeutendes Gewerbe mit Luthers Bibelübersetzungen in allerlei Gestalt und Format getrieben wurde, und daß sich dies nicht bloß auf den Druck, wo eben der benannte Hans Kraft ein großer Druckermeister war, sondern auch auf mannichfaltige Ausschmückung des Inneren und Aeußeren dieser Bibeln erstreckte. Es gab mehrerern Briefmalern volle Beschäftigung, die eingedruckten Holzschnitte in voraus bestellten Exemplaren, die dann gewöhnlich auf Pergament oder eine Art Velin-Papier abgedruckt waren, auszumalen. Eigene Buchbinder beschäftigten sich damit, kostbare Einbände mit Buckeln von Gold und Silber und mit erfinderisch zusammenge-

stellten Sinnbildern und Figuren, die dem Leder heiß aufgedruckt wurden, gar anmuthig herauszuputzen. Denn jeder bemittelte Patricier in den Reichsstädten, jeder fromme Rittersmann auf seiner Burg, jeder kleinere oder größere Fürst setzte einen Stolz darein, eine so in Wittenberg selbst vielfach geschmückte lutherische Bibel zu seiner Haus- und Familienandacht zu besitzen und sie wohl noch besonders mit seinem Familienwappen, mit köstlichen Kettlein und Spänglein, ja wohl gar mit edelm Gestein gar vornehm und hoffärthig, wie unsere Alten zu sagen pflegten, zu begaben und zu verzieren. *)

*) Es verdiente wohl noch eine eigene Behandlung, alle Zweige der Kunstindustrie, die zu den Zeiten unserer Bibellustigern und Bibelvestern frommen und biedern Vorfahren selbst mit der innern und äußern Verzierung derselben im engsten Zusammenhange standen, in eine Uebersicht zu bringen. Sie würde zu interessanten Parallelen führen. Bisher ist nur immer der typographische Theil der Bibelübersetzungen bearbeitet worden. In Breitkopfs, v. Heineckes, v. Stettens, v. Murr's und anderer Kunstsammler Schriften sind einzelne Beiträge. Aber unsere größern Bibliotheken sind zu dieser Absicht noch nicht genug benutzt. Die Dresdner Königl. besitzt große Schätze darin.

Die Wittenbergische Bibel in zwei Foliobänden die dem gottseligen Churfürsten August zur Hausandacht diente und nun den Sehenswürdigkeiten der königl. Bibliothek in Dresden mit Recht beigezählt wird, entbehrt allen jenen äußern Schmuck nicht. Allein sie hat überdies noch eine ganz besondere Zierde, indem, wie schon erinnert worden, auf der vordern Rückseite des Einbandes der Churfürst August selbst in beiden Bänden in einem schönen Mignaturgemälde in ganzer Figur stehend abgebildet ist. Nach dem ersten dieser Bildnisse hat Hr. Holtzmann seinen Kupferstich verfertigt. Man sieht bei der Betrachtung des Originals sogleich, daß es nicht das Werk eines gemeinen Pinsels ist. Allein das unter der zweiten Abbildung beigezeichnete Monogramm LC läßt über den Meister keinen Zweifel. Es ist Lucas Cranach der Jüngere, *) der einzige Kunst- und Geisteserbe Lucas Müller aus Cranach des Aeltern, des berühmten Freundes des Churfürsten Johann Friedrichs, Luthers und Melanchthons,

*) Die Bibel, in welcher die Porträte sich befinden, ist erst 1556 in Wittenberg gedruckt. Der ältere Cranach aber starb schon den 16. October 1553. Es kann also von dem Aeltern hier nicht die Rede seyn.

der gemeinhin von den Lutherischen damals der Apelles Teutschlands genannt wurde. So wie der ältere Cranach der unzertrennliche Leidens- und Freudensgefährte des standhaften Churfürsten Johann Friedrichs war und nur wenige Monate vor ihm starb: so genoß auch sein einziger Sohn die ausgezeichnete Gnade des Churfürsten Augusts, und malte daher gewiß ganz eigentlich con amore beide Portraits seines so gnädigen und ihn oft fürstlich beschenkenden Herrn. Vater und Sohn waren Bürgermeister des damals noch so blühenden Wittenbergs. Dort hatte der Vater als Rathsoberhaupt nach dem Treffen bei Mühlberg und der Eroberung Wittenbergs die berühmte Unterredung mit Kaiser Carl V. *) Er starb in Weimar und liegt auch auf dasigem Kirchhofe begraben. Der Sohn starb aber in Wittenberg. Die ihm dort gesetzte lateinische Grabschrift führt Freher in seinem Schauplatze und aus ihm Cranachs Leipziger Biograph an. **)

*) S. Müllers Sächsische Annalen. S. 121.

**) S. Historisch kritische Abhandlung über das Leben und die Kunstwerke des berühmten deutschen Malers Lucas Cranach. (Hamburg und Leipzig 1761.) S. 16. Der

Als **Holtzmann** dies Portrait in der Arbeit hatte, erbot sich der verdienstvolle, nun in das Land der Ruhe eingegangene Oberbibliothekar, Hofrath **Adelung** ihm eine biographische Nachricht von dem großen Churfürsten aufzusetzen, die er abdrucken lassen und zugleich mit dem Portrait an die Beförderer seines Unternehmens austheilen lassen könne. So entstand eine biographische Skizze dieses für die Begründung der sächsischen Landes-Industrie und Staatsökonomie unvergeßlichen und in der Regentenfolge Sachsens mit den schönsten Eichenkronen geschmückten Fürsten, die in der That allgemeiner gekannt und gelesen zu werden verdient. Denn da sie nach ihrer eigentlichen Bestimmung nur in die Hände einer kleinen Zahl von Sammlern und Kunstfreunden kommen kann, so wird sie da bald in Vergessenheit gerathen. Und doch verdient sie gerade jetzt von recht Vielen gelesen zu werden. Sie kann als ein kleines Denkmal angesehen werden, das der teutsche Mer-

Verfasser unterschreibt sich im Vorbericht C. [E. R(ichter) und hat, wie in einer Recension dieser Schrift in den neuesten Literaturbriefen vom J. 1762 gezeigt wird, einen Aufsatz des Prof. **Christ** in den Actis Societatis Franconicae bei dieser Abhandlung benutzt, ohne seine Quelle anzugeben.

fur dem würdigen Verfasser, dem er noch in der neuesten Zeit mehrere sehr lehrreiche Aufsätze verdankte*), so gern setzen möchte. Sie kann uns einen Beweis geben, welche Begriffe Adelung von der Würde und dem Vortrag eines guten Geschichtschreibers hatte, und uns zur Probe dienen, wie der Verfasser der Culturgeschichte der Menschheit und der ältesten teutschen Geschichte auch noch in einem engern Kreise die vaterländische chursächsische Geschichte behandelt haben würde, wenn ein entfernteres Lebensziel ihm die vortrefflichen, meist vollendeten Vorarbeiten selbst zu ordnen und herauszugeben gestattet hätte. **). Sie kann aber auch

*) Z. B. über den Rolandsgesang im Jahrgange 1805, über Ossians Lieder im Jahrgang 1806. Letzteres als Probe aus dem zweiten Theil seines Mithridates, wovon schon 10 Bogen abgedruckt sind.

**) Unter dem reichen handschriftlichen Nachlaß des rastlos thätigen Mannes befinden sich 1) eine fast ganz vollendete Geschichte der Markgrafen von Meißen, wozu über 40 Fascikel Acten und Diplome gehören, und eine Geschichte von Chursachsen und den sächsischen Landen vom Jahr 300 bis 1505. in 12 enggeschriebenen und schon völlig geordneten Foliobänden. Auch

in vieler anderer Rücksicht gerade jetzt, wo so vieles neu wird, denjenigen unserer Leser, die auch jetzt noch gern in alten Heldensälen und Fürstengalerien herum wandeln, zu mancher nützlichen Bemerkung und Vergleichung den dankbarsten Stoff darbieten. End-

dürfte wohl eine außerordentlich vollständige Urkundensammlung, wozu ihm selbst die Archive in den österreichischen Landen sich willig geöffnet zu haben scheinen, als eine unterstützende Hülfssammlung dazu angesehen werden. Es ist um so mehr zu wünschen, daß dieser ganze Apparat, die Frucht eines zwanzig-jährigen Sammlerfleißes, der alle Quellen kannte und verständig benutzte, weder vereinzelt, noch unter den Schlüssel eines neidischen Archivs genommen werde, da es der lebhafteste Wunsch des Verstorbenen war, daß diese Papiere in die Hände eines sachkundigen Herausgebers kommen und so zur Kenntniß des Publikums gebracht werden möchten. Es sind so manche Gefangene hier los und ledig gelassen worden. Sollte diese aufs neue vielleicht auf immer eingekerkert werden? Noch haben diese Forschungen und Urkundensammlungen Werth und mancherlei Beziehung für uns. Wer mag vorausbestimmen, ob dies nach kurzer Zeit —

wo zwischen heut und gestern eine Kluft
von tausend Jahren gähnt —

auch noch der Fall seyn werde?

lich schließt diese Abhandlung mit einem begeisterten Blick auf den jezigen, durch Würde und Festigkeit seines Willens in ganz Europa verehrten und schon längst von der Muse der Geschichte mit dem Zunahmen des Gerechten eingezeichneten Regenten der sächsischen Lande, in welchem nach den neuesten Begebenheiten jeder treue Sachse mit tiefgerührtem Herzen einen rettenden Schutzgeist und ohne den leisesten Anklang von Schmeichelei einen Vater und Hirten des Volks, wie es von jeher unter den Königen nur wenige waren, laut ausruft und verehrt. Darum, glaubt der Schreiber dieses Vorberichts, sey es weder unschicklich noch unwillkommen, einen verkleinerten Umriß jenes Bildes, was diesen Aufsatz veranlaßte, zum Titelkupfer dieses neuen Jahrgangs unserer noch immer ruhig fortgehenden Monatsschrift zu wählen und den Aufsatz selbst durch einen neuen Abdruck hier zum erstenmal zur Kenntniß des ganzen teutsch redenden und teutsch fühlenden Publikums zu bringen.

Böttiger.

* * *

Ist es Pflicht, das Andenken großer Fürsten von Zeit zu Zeit zu erneuern und es dem Segen

der Nachwelt zu empfehlen, so ist es noch mehr Pflicht, wenn ihre Größe von der Art ist, daß sie sich nur zu leicht dem Auge des gewöhnlichen Beobachters entziehet. Der Ruhm des glücklichen Kriegers rauscht und blendet, und steht Jahrtausende in der Geschichte in unverrücktem Glanze zur Bewunderung aller Zeiten da; aber das weit größere Verdienst des guten Fürsten, welcher durch eine Reihe wohlthätiger Handlungen aller Art im Stillen wirkt, und dadurch seinem Volke einen Wohlstand gründet, welcher noch nach Jahrhunderten reiche Früchte trägt, wird in der Entfernung der Zeit von der größern Zahl nur zu oft übersehen, so wie Millionen den alles belebenden Einfluß der Sonne fühlen, ohne das Gestirn zu segnen, welchem sie Licht und Wärme zu danken haben. Churfürst August von Sachsen gehöret zu dieser kleinen Anzahl wirklich guter Fürsten, und gegenwärtige Zeilen sind dazu bestimmt, die vornehmsten Züge seines thätigen Lebens in das Andenken zurück zu rufen und dadurch die gute Absicht des Künstlers zu unterstützen.

August war der dritte und jüngste Sohn Herzog Heinrichs, dessen älterer Bruder Georg von seinem Vater Albert, dem Stifter der Alberti-

nischen Linie, den größten Theil von Meißen ererbt, und seinen Bruder mit den Aemtern Freiberg und Wolkenstein und einem sehr mäßigen Jahrgelde abgefunden hatte. Die Churlande nebst dem übrigen Theile der sächsischen Staaten beherrschte die Ernestinische Linie, von welcher damals Johann der Beständige, und seit 1532 Johann Friedrich das Haupt waren. August ward seinem Vater Heinrich und seiner Mutter Catharina, einer Mecklenburgischen Prinzessin, den 31. Juli 1526 zu Freiberg geboren, und nebst seinem ältern Bruder Moritz, denn Severin gieng bereits 1533 mit Tode ab, bei seines Vaters sparsamen Einkünften ohne allen fürstlichen Glanz erzogen, so daß auch beide die öffentliche Stadtschule besuchten, welcher damals Johann Rivius vorstand, der die beiden Prinzen auch 1540 auf die Universität Leipzig begleitete. Beide äußerten von ihrer frühen Jugend an vorzügliche Talente, aber von sehr verschiedener Art. Moritz geizte nach Kriegesruhm, dachte immer große Entwürfe, und war dabei verschlossen, und in seinem Betragen zurückscheuchend; August liebte die Wissenschaften und die Künste des Friedens, war zuvorkommend, öffnete sein Herz jedermann, nnd ward von jedermann geliebt. Als Herzog Georg 1539 ohne männliche Erben starb, folgte

ihm sein Bruder Heinrich, der ihn aber nur wenig Jahre überlebte, und Meißen 1541 seinem Sohne Moritz hinterließ. Dadurch ward auch Augusts bisher sehr eingeschränkte Lage verbessert, welcher sich zu Weißenfels und Wolkenstein in einer philosophischen Ruhe den Künsten des Friedens widmete, und durch allerlei gute Einrichtungen schon jetzt zeigte, was von ihm zu hoffen sey, wenn sich einmal sein Wirkungskreis erweitern sollte. Als sein Bruder 1547, nach des unglücklichen Johann Friedrichs Entsetzung, die Churwürde mit den dazu gehörigen Ländern erhielt, und damals keine männlichen Erben hatte, hellte sich die Zukunft für ihn immer mehr auf, daher er auch die 1544 erhaltene Administration des Stiftes Merseburg 1548 niederlegte, und sich mit der Dänischen Prinzessin Anna vermählte, welche in der Folge eine getreue Gehülfin seines thätigen Lebens, selbst im Kabinette ward.

Seines Bruders unglücklicher Tod berief ihn im Julius 1553 früher, als es nach dem gewöhnlichen Laufe der Dinge zu erwarten war, zur Regierung eines zwar nicht großen, aber seiner innern Güte wegen wichtigen Landes. Aber die Umstände, unter welchen er dieselbe antrat,

waren traurig und abschreckend. Von außen ein hartnäckiger und verwüstender Krieg mit dem unruhigen Markgrafen Albert von Brandenburg-Culmbach, dessen Opfer Moritz geworden war, die noch nicht gesicherte Reformation, von welcher Sachsen das Haupt war, mit furchtbaren Gewitterwolken bedrohet, und der entsetzte Johann Friedrich bereit, ihn von der angefallenen Chur zu verdrängen. Im Innern ein durch die bisherigen Kriege verarmter und zerrütteter Staat, das Land entvölkert und verheeret, die Felder verwüstet, Handlung und Gewerbe gelähmt, die Finanzen in Unordnung und der Habsucht ungetreuer Beamten Preis gegeben, beinahe zwei Millionen Gulden (eine für diese Zeit große Summe,) Schulden, nebst beträchtlichen Auszahlungen, zu welchen ihn Moritzens Testament verpflichtete, dabei ein Theil der Kammergüter verpfändet, kurz alle Hülfsquellen erschöpft. Zu diesem allen noch hundert Gebrechen der innern Verwaltung, eine schwankende Justiz, welche die wenigen Halmen verzehrte, welche der Krieg noch übrig gelassen hatte, und vor allem ein Heer zanksüchtiger Theologen, immer gerüstet, um selbst geschlungener unfruchtbarer Zweifelsknoten willen, welche sie die Sache Gottes und ihres Gewissens nannten, sich und andere zu zerfleischen. Es ward

eines

eines Augusts guter Wille, Weisheit und ausharrende Geduld erfordert, aus diesem Chaos von Uebeln, Licht, Ordnung und Wohlstand hervor zu rufen.

Seine erste Sorge war auf die Herstellung und Sicherheit der Ruhe von außen gerichtet, um alles zu entfernen, was seinen wohlthätigen Entwürfen für das Innere in den Weg treten konnte. Er endigte den von Moritz ihm zurückgelassenen Krieg, und that in dem Naumburgischen Vertrage von 1554 zur Beruhigung Johann Friedrichs, aus Großmuth und Liebe mehr, als strenge Gerechtigkeit zu fordern befugt war, indem er ihm vier Aemter abtrat, und sich überdies zu Bezahlung einer Summe von 100,000 Gulden anheischig machte; eine große Aufopferung für seine damalige Lage! Durch den zu Augsburg 1555 geschlossenen Land- und Religions-Frieden, an welchem sein Ansehen bei dem Könige Ferdinand den wichtigsten Theil hatte, wurde das Gewitter, welches die protestantischen Fürsten von außen bedrohete, in einen wohlthätigen Regen aufgelöset, und seine Schuld war es nicht, wenn das 1557 zur Vereinigung beider Religionen zu Worms angestellte Religions-Gespräch seine Absicht eben so sehr verfehlte,

als alle folgende Versuche dieser Art. Nachdem diese Hindernisse weggeräumet worden, konnte er seine Blicke mit reicherm Gewinne auf das Innere seiner Lande richten. Zur bessern Einrichtung des Ganzen erbath und benutzte er die Rathschläge eines Melchior von Osse, eines für sein Jahrhundert überaus merkwürdigen Mannes; allein ihre Ausführung war kein Werk Eines Jahres, sondern erhielt ihn seine ganze Regierung hindurch in Thätigkeit. Leichter war die Verbesserung des zerrütteten Kammer-Wesens, wobei er in Franz von Arnim, vielleicht den größten Kammeralisten seiner Zeit, ein sehr nützliches Werkzeug fand. Allein mit der Ordnung in den Geschäften war nur noch sehr wenig ausgerichtet; die Geschäfte selbst mußten erweitert, und gewissermaßen aus dem Nichts hervor gerufen werden.

August war sehr lebhaft von der großen und nur zu oft verkannten Wahrheit überzeugt, daß der Landbau der erste und festeste Grund des blühenden Wohlstandes, so wohl des Fürsten, als seines Volkes ist, und daß Manufakturen und Handlung nur täuschende Vortheile gewähren, wenn sie nicht auf diesen Stamm gepfropfet werden; daher widmete er demselben von dem ersten Antritte seiner Regie-

rung an, eine vorzügliche Aufmerksamkeit. Er machte auf seinen Kammergütern den Anfang, in der Ueberzeugung, daß der Nutzen davon auch ohne Befehl außer denselben wirken würde. Er ließ durch seinen Kammer-Präsidenten, Abraham von Thumshirn, eine Anweisung zur ländlichen Haushaltung aufsetzen, welche wegen ihrer Güte mehrmals und selbst noch in dem gegenwärtigen Jahrhunderte wieder aufgeleget worden. Er ließ seine Länder von mehrern guten Landwirthen bereisen, die Mängel des Feldbaues bemerken, und die Unwissenden unterrichten. Dabei entgiengen auch die kleinsten Theile seiner Aufmerksamkeit nicht. Er empfahl zuerst das gehörige Verhältniß des Viehstandes zum Getreidebau und der Fütterung zum ersten. Sachsens Obstbau, welcher desto vortheilhafter ist, je weniger Mühe, Kosten und Raum er erfordert, hat ihm ganz sein Entstehen zu verdanken. Die Oberfläche des tragbaren Landes zu vermehren, veranstaltete er den Anbau wüster Felder und schuf in Gegenden, welche für die Fortschaffung des Holzes zu entlegen waren, unwirthbare Wälder in fruchtbare Saaten um, sorgte aber desto fleißiger für die Erhaltung und Vermehrung des Holzes in bequemern Gegenden, und seine Forstordnungen wurden sehr bald das Muster anderer

Staaten. Die wilde Bienenzucht zu vermehren, ließ er Wendische Bienenverständige aus der Oberlausitz kommen, und seine Unterthanen darin unterrichten, und aus manchen seiner Verordnungen erhellet, daß auch diese Sorgfalt noch bei seinem Leben reiche Früchte getragen hat. Kurz, er war der erste teutsche Fürst, welcher dem nur zu oft verachteten Landbaue eine vorzügliche Aufmerksamkeit widmete, und dadurch Lehrer für andere Provinzen ward, worunter Brandenburg und Wirtemberg ihm am ersten nacheiferten. Schien sein Eifer hier zuweilen in das Kleinliche zu fallen, so muß man bedenken, daß nichts klein ist, was zu großen Endzwecken führt, und daß das eigene Beispiel des Fürsten stärker wirkt, als hundert Befehle.

Daß ein so weiser und thätiger Fürst den Bergbau, diese Perle in dem Fürstenhute Meißens, sollte übersehen haben, war nicht zu erwarten. Auch war derselbe von dem ersten Anfange seiner Regierung an, ein Gegenstand seiner liebsten und vornehmsten Sorge, und da es nicht in seiner Macht stand, die Schätze in den Eingeweiden der Erde, so wie den Ertrag des Feldes zu vermehren, so suchte er wenigstens, die

durch die vorhergegangenen Kriege so sehr zerrüttete Thätigkeit und Ordnung wieder herzustellen. Ein Beweis davon sind seine vielen Verordnungen, welche alle auf diesen Zweck abzielen, und deren fast jedes Jahr einige aufzuweisen hat. Er errichtete die Berg-Reviere, verbesserte die Einrichtung des Schmelzwesens und unterstützte jede Entdeckung und Erfindung, welche zur Erweiterung und Beförderung des Bergbaues dienen konnte; wohin die Einführung der Pump- und Stangenkünste, und die gleich in den ersten Jahren seiner Regierung angelegten Alaunwerke zu Schwemsal, Schwarz und Düben gehören. Durch diese und viele andere gute Veranstaltungen, welche aufzuzählen der Raum verbietet, waren seine Einkünfte aus den Bergwerken 1563 bereits auf 38,258 Gülden gestiegen.

Nachdem die ersten zehn Jahre eines sowohl angewandten Lebens verflossen waren, legte er sich selbst Rechenschaft von dem ab, was er bisher gethan, und was er Gutes damit bewirkt hatte. Man hat darüber noch einen Theil seines eigenhändigen Aufsatzes, welcher aber nur sein Kammeral-Wesen betrift, und woraus erhellet, daß seine Einkünfte von den Ritterpferden, Heerfahrtswagen, Fußknech-

ten, der Kopf- und Tranksteuer und den Bergwerken jährlich etwas über 453,000 Gülden betrugen. Ohne Zweifel sahe er schon damals die Früchte seiner weisen Thätigkeit sich ihrer Reife nähern, wenigstens ward Sachsens Wohlstand schon Ausländern sichtbar, und Kaiser Ferdinand versicherte 1562 vor dem gesammten Reiche, daß August alle übrige Churfürsten an Wohlstand, Vermögen und Einkünften übertreffe. Sein heller Blick, vor welchem sich die Mißbräuche vergebens zu verbergen suchten, entdeckte bei dieser Untersuchung manche Gebrechen in der Handhabung der Finanz-Geschäfte, daher er seiner Kammer jetzt diejenige Einrichtung gab, welche bis auf die neuesten Zeiten fortgedauert hat. Zugleich ermunterten ihn die entdeckten Mängel, seine Aufmerksamkeit auf alle Theile der Verwaltung und der öffentlichen Wohlfahrt zu verdoppeln und die Mißbräuche auch bis in ihre geheimsten Schlupfwinkel zu verfolgen.

Einem Fürsten, welcher seinen ganzen Ruhm darin setzt, Segen und Wohlstand um sich her zu verbreiten, ist wohl nichts schmerzlicher, als wenn die Furie der Zwietracht ihn aus seinen wohlthätigen Kreisen reißt, und den Oelzweig mit den Waffen zu vertauschen zwingt. August war überzeugt,

daß auch der gerechteste und glücklichste Krieg ein gewisses Uebel ist; er hatte es daher sein angelegentlichstes Geschäft seyn lassen, Eintracht und Ruhe unter seinen nahen und fernen Nachbarn zu erhalten, und mehr als Ein Staat, nicht in Teutschland allein, dankte es ihm, wenn die angezündete Fackel des Krieges ausgelöscht, und der auf der Flucht begriffene Friede zurück gerufen ward. Nur einem Ungeheuer, wie Wilhelm von Grumbach, unter welchem das Faustrecht seine eherne Keule noch ein Mal erhob, um sie auf immer zerschmettert zu sehen, konnte es gelingen, dieses edle Geschäft auf einige Zeit zu unterbrechen. Dieser wegen seiner Missethaten geächtete Verbrecher fand bei dem schwachen und eitlen Johann Friedrich 2, jetzt das Haupt der Ernestinischen Linie, Schutz und Unterstützung, und wiegte ihn dafür in süße Träume von Wiedereroberung der verlornen Chur, welche durch einen allgemeinen Aufstand des Adels in einem großen Theile des teutschen Reiches erleichtert und durch gedungene Meuchelmörder wider den Churfürsten August beschleunigt werden sollte. Da alle Bemühungen vergebens waren, den verblendeten Fürsten von dem unglücklichen Schleier zu befreien, so ward er geächtet, dem Churfürsten die Vollziehung des Urtheils aufgetragen, und da auch

die noch jetzt versuchte Milde fruchtlos blieb, endlich bewerkstelligt, und ihm zur Vergütung der Kriegeskosten vier Aemter in Thüringen abgetreten.

Nachdem August diese traurige Pflicht gegen das Reich und seine eigene Sicherheit erfüllt hatte, hob er den auf kurze Zeit niedergelegten Faden wieder auf und verbreitete seine Thätigkeit über alle Theile der Verwaltung von neuem. Der Feldbau war und blieb auch jetzt einer der ersten Gegenstände seiner Aufmerksamkeit. Er legte das Vorwerk Ostra bei Dresden an, wo seine Gemahlin es nicht unter ihrer Würde hielt, der Landwirthschaft in eigener Person vorzustehen, daher auch alle Theile derselben hier zu einer Art von Vollkommenheit gebracht wurden, welche dem ganzen Lande zum Muster diente. Schon 1581 konnten daselbst 4000 Scheffel Hopfen und 1586 60000 Stämme Obstbäume zum Verkaufe ausgeboten werden. Eben so reifte die Betriebsamkeit auf seinen übrigen Vorwerken, besonders zu Annaburg, welches gleichfalls unter der unmittelbaren Aufsicht seiner Gemahlin stand. Diese Beispiele reizten auf die thätigste Art zur Nachahmung, und es ließen sich viele Beweise von dem unverkennbaren Wohlstande Meißens auf-

führen, wenn der Raum es verstattete. Nichts schlägt den Landbauer mehr nieder, als wenn er in Jahren des Ueberflusses des Segens der Erde nicht froh wird, und dafür in Jahren des allgemeinen Mangels darben muß. Einem Fürsten wie August durfte ein solches Uebel nur ein Mal in den Weg treten, und sogleich ward der große Entschluß gefaßt und ausgeführt, demselben auf immer die Rückkehr zu versperren. Er schuf in seinen Provinzen Vorrathshäuser, wo der Landmann den Ueberfluß seiner Aerndten anbringen konnte und jedermann zur Zeit des Mangels Unterstützung fand. Zwei gleich große Vortheile waren die Folgen dieses weisen Schrittes; die Entfernung alles Mangels, welcher seine Staaten seit dieser Zeit unter ihm nie mehr drückte, und die sich immer gleiche Fortdauer eines mittlern Preises der Feldfrüchte, welcher weder niederschlagend für den Erwerber, noch drückend für den Verzehrer ward. Mit nicht geringerm Eifer fuhr er fort, den Bergbau immer mehr der Vollkommenheit zu nähern. Die meisten noch jetzt gangbaren Flößen entstanden unter ihm und durch seine Unterstützung. Außer den bisher gewöhnlichen Zweigen des Meißnischen Bergbaues blüheten unter ihm die Kobald- und Steinkohlenwerke, und es entstand selbst eine Zinnoberzeche. Mit den bis-

her bekannten Schätzen der Erde nicht zufrieden, ließ er die noch unbekannten durch erfahrne Männer aufsuchen, worunter man besonders den Italiener Nosseni kennt, welcher nicht allein verschiedene brauchbare Marmorarten, sondern selbst Edelsteine in dem Schoße der Meißnischen Gebirge entdeckte. Der Ruf von den letztern verbreitete sich so sehr, daß auch der kaiserliche Hof nicht lange nach Augusts Tode um Meißnische Edelsteine für den kaiserlichen Schmuck anhalten ließ.

Der Segen dieses Eifers für die hervorbringenden Gewerbe würde sich von selbst auf die verarbeitenden verbreitet haben, wenn August diesen auch nicht, wie er doch wirklich that, eine vorzügliche Vorsorge gewidmet hätte. Man weiß, daß er nach und nach 20,000 arbeitsame Menschen aus fremden Provinzen und besonders aus den Niederlanden in seine Staaten gezogen, theils die schon vorhandenen Gewerbe zu verbessern und zu erweitern, theils neue einzuführen. Zu den erstern gehören besonders die Tuch-Manufakturen, welche durch niederländische Meister auf eine bisher unbekannte Höhe gebracht wurden. Eben so wurden die Leinwand- und Parchentwebereien, die Färbereien, die Bleichen u. s. f. veredelt. Das dem Erzgebirge

mehrere Jahrhunderte so wohlthätige, Spitzenklöppeln entstand unter ihm und verbreitete sich so schnell, daß 1568 an einer damals herrschenden ansteckenden Krankheit allein zu Annaberg 800 Klöppeljungfern gestorben seyn sollen. Der Raum verbietet, mehr einzelne Beispiele von dem blühenden Erwerb- und Kunstfleiß dieser Zeit und des Churfürsten unermüdeten Eifer für dessen Aufmunterung und Erweiterung anzuführen, um noch zweier der höhern Gegenstände seiner Regierung zu gedenken, welche fast sein ganzes Leben hindurch das vornehmste Ziel seiner Thätigkeit waren, ich meine die Rechtspflege und die Religion.

Bis um die mittlern Zeiten behalf sich Teutschland mit einer dürftigen Sammlung barbarischer Gewohnheitsrechte, insgesammt zu einer Zeit entworfen, da es noch keine freien Bürger im heutigen Sinne, sondern nur übermächtige Herren und unterdrückte Leibeigne gab. Die erstern hatten in hundert Fällen die Selbsthülfe zu ihrem Gebote und die letztern hatten nur insofern ein Recht, als sie als das Eigenthum ihrer Herren angesehen werden konnten, von deren Laune ihr ganzes Daseyn abhing. Der Rechtsgang war zwar kurz, aber desto willkührlicher, und der Stärkere, der Mächtige, der Ge-

wissenlose waren immer des Sieges gewiß. Als sich in den mittlern Zeiten Städte, in denselben freie Bürger und mit ihnen tausend bisher unbekannte freie Gewerbe und mildere Sitten zu bilden anfiengen, wurden die Mängel der alten Gesetze, welche tausend neu entstandene Verhältnisse unberührt ließen, und ihrer Rohheit wegen auch auf die meisten alten nicht mehr anwendbar waren, immer lebhafter empfunden. Weise Gesetzgeber hätten dem Uebel abhelfen können und sollen; allein dergleichen Früchte reiften auf dem dürren Boden dieser Jahrhunderte noch nicht. Man nahm daher seine Zuflucht zu den römischen Gesetzen, welche der entstehenden neuern Kultur angemessener schienen, und den Ruf eines mächtigen, weisen und gesitteten Volkes für sich hatten. Allein, zu geschweigen, daß auch ihr Verhältniß zu den neuern Sitten und Lebensweisen nur sehr unvollkommen war, so ward ihnen von den alten Gesetzen nur zu oft der Weg vertreten, indem einige Gerichtshöfe diesen, andere jenen folgten, und noch andere beide mit einander zu verbinden suchten, so seltsam auch das Gemisch war, welches aus so fremdartigen Theilen entstehen mußte. Daß eine höchst schwankende und ungewisse Rechtspflege die erste Folge davon war, ergiebt sich von sich selbst. In diesem Zustande be-

fand sich nicht nur Teutschland, sondern ein grosser Theil von Europa, und in diesem Zustande fand August die Rechtspflege auch in seinen Staaten. Die Schöppenstühle sprachen nach dem alten sächsischen, die Facultäten aber nach dem römischen Rechte, und beider Urtheile waren einander oft gerade entgegen gesetzt. Man muß die Uebel, welche eine solche Handhabung des Rechts in ihrem Gefolge hat, kennen, wenn man das Verdienst eines Fürsten ganz beurtheilen will, der es zu dem wichtigsten Geschäfte seiner Regierung machte, sie zu heben, und seinen Staaten ein einförmiges, bestimmtes, der Vernunft und der neuern Kultur angemessenes Recht zu schenken. Er that es durch die berühmten Konstitutionen, welche ihm den Namen des sächsischen Justinian erwarben, und in der Folge mehrern teutschen Provinzen zum Muster dienten. Ward die Absicht des großen Fürsten dabei nicht ganz erreicht, so fällt die Schuld nicht auf ihn, sondern auf die von ihm gebrauchten Mittelspersonen, bei welchen die Vorliebe für das römische Recht nicht zu verkennen ist. Ueberdies waren seine Bemühungen, seiner eigenen Bestimmung nach, nur die ersten Fäden eines Gewebes, welches die durch Erfahrung geleitete Weisheit seiner Nachfolger vollenden sollte. Auch der gute Gerichtsstyl sei-

ner Zeit verdient bemerkt zu werden, weil er ein Werk seiner eigenen Aufmerksamkeit war, welche in allen Verhandlungen, Reinigkeit, Licht und Klarheit forderte.

Weit schwerer war es, der kaum entstandenen protestantischen Kirche die verlorne Ruhe und Eintracht wieder zu geben. August hatte ihre Sicherheit von aussen gegründet, aber ihr Einheit im Innern zu schenken, schien den Kräften, selbst eines Herkules, zu trotzen. Die Reformation hatte eine Menge metaphysischer Fragen über Gegenstände des Lehrbegriffs entblößt, welche vor ihr der allmächtige Arm der Kirche entweder unwiederruflich entschieden, oder doch vor der Berührung bewahret hatte, nunmehr aber der Untersuchung eines jeden offen lagen. Die meisten waren freilich von der Art, daß die Uebung der Religion nichts dabei verloren hätte, wenn sie ewig in ihrer Dunkelheit geblieben wären. Allein der Stolz, der Eigensinn und die Zanksucht der öffentlichen Lehrer gab diesen Fragen eine Wichtigkeit der ersten Größe, und jeder knüpfte nichts geringers als die ganze Glückseligkeit jenes Lebens an das von ihm selbst gesponnene Gewebe. Jeder verfocht seine Meinung mit Heftigkeit und Wuth, und verdammte die Meinung des andern mit Schmähun-

gen und Flüchen. In dieser Zerrüttung befand sich nicht allein Sachsen, sondern das ganze protestantische Teutschland. Ueberall rüstige Kämpfer für das, was sie die Ehre Gottes und ihr Gewissen nannten; überall Spaltungen und Aergernisse, überall Toben und Zwietracht. Wohl ihnen, wenn sie sich begnügt hätten, wider einander zu wüthen; aber so wetteiferten sie, ihre Gemeinden mit gleichem Geiste der Zwietracht zu beseelen, und ihre Sache zur Sache des unwissenden und rohen Volks zu machen. Die Mauern der Tempel hallten von metaphysischen Spitzfündigkeiten wieder, die Lehrstühle waren Tummelplätze der unwürdigsten Leidenschaften, und nicht selten wurden die Beichtstühle in Inquisitions-Gerichte über abstrakte Meinungen verwandelt, von welchen der ungelehrte Christ nichts verstand und nichts zu verstehen nöthig hatte. Die Bemühungen der Obrigkeit, Ruhe und Eintracht unter dem Volke zu erhalten, hießen Eingriffe in die Sache Gottes, und nur zu oft erschallte die Trompete des Aufstandes von den Lehrstühlen des Friedens. Niemand sahe diesen Gräueln mit mehr Wehmuth zu, als August, welcher überall Ordnung und Einheit verbreitet hatte, aber alle Kraft und Weisheit an diesen Starrköpfen scheitern sahe. Endlich gelang es ihm nach drei und zwanzigjährigen

Anstrengungen und kostbaren Unterhandlungen, im Jahr 1576 durch die sogenannte Concordien-Formel die Einheit der Lehre nicht nur in seinen Landen, sondern in einem großen Theile des evangelischen Teutschlandes wieder herzustellen. Man hat in den neuern Zeiten darüber gespöttelt und Augusts Bemühungen Fesseln für die Freiheit des Denkens genannt. Aber man übersieht dabei den Geist der Zeit, wo Zwietracht in der Lehre unmittelbar an Empörung im Staate gränzte. Nicht der Freiheit des Denkens, sondern der Zügellosigkeit der Zunge und der Leidenschaft wurden Fesseln angelegt. Behielt die theologische Hydra gleich noch Schlangenköpfe genug übrig, so wagte sie es doch nicht, so lange dieser ihr Herkules lebte, eins derselben zu erheben, sondern begnügte sich, den Luftkreis um sich her im Finstern zu verpesten.

August gestand selbst, daß ihm, der an allen Geschäften so großen persönlichen Antheil nahm, keines so vielen Kummer, so viele Sorgen verursacht habe, als die Bekämpfung dieses Ungeheuers. Die Folgen auf seine Gesundheit und Kräfte waren in den letzten Jahren seiner Regierung nur zu sichtbar. Der Tod seiner Gemahlin, welche ihm den 1. October 1585 entrissen ward, schlug ihn noch

mehr

mehr darnieder. Die traurige Leere, welche dadurch in seinem häuslichen Leben entstand, auszufüllen, vermählte man ihn zwei Monate darauf mit der jungen Anhaltischen Prinzessin Agnes Hedwig. Allein er überlebte diese Verbindung nur wenige Wochen und beschloß sein thätiges Leben den 11. Februar 1586, im 60. Jahre seines Alters, nach einer noch nicht völlig 33jährigen Regierung; unter vier Kaisern, welche er erlebte, von zweien geschätzt, von Einem brüderlich geliebt und von dem letzten als Vater geehret; von allen Fürsten seiner Zeit als der rechtschaffenste, friedfertigste und weiseste bewundert, und von seinem Volke aufrichtig geliebt und beweint. Ein großes Beispiel wohlthätiger Fürstentugenden; gerecht gegen jedermann aber auch gerecht gegen sich selbst; überall mit eignen Augen sehend, überall selbst handelnd, selbst wirkend; scharfsichtig in der Wahl seiner Diener und Beamten und strenge gegen ihre Vergehungen; haushältig und sparsam in Ansehung seiner Person und seines Hauses, aber wohlthätig gegen Arme, freigebig für das öffentliche Wohl, und prächtig, wenn es die Ehre seines Standes erforderte. Nicht bloß ein Liebhaber und Beschützer der Künste und Wissenschaften, sondern in vielen derselben als Fürst bis zur Bewunderung gelehrt.

Schöpfer vieler nützlichen Gebäude, von welchen nur des Zeughauses gedacht werde, dieser nothwendigen Wohnstätte der Werkzeuge öffentlicher Sicherheit. Stifter des grünen Gewölbes, der Kunst-Kammer, des Münz-Kabinettes und der öffentlichen Bibliothek, welche zum Theil noch schätzbare Denkmale seines Kunst- und gelehrten Fleißes aufzuweisen haben, und von welchen die letztere unter ihrem zweiten Schöpfer eine der ersten Europens genannt zu werden verdient. Der Religion von ganzem Herzen ergeben, aber dabei nicht abergläubig, nicht frömmelnd; nachsichtig und duldend gegen die Meinungen anderer, so lange sie bloß persönlich blieben; aber strenge, selbst gegen seine Vertrauten, wenn sie selbige durch strafbare Mittel zur Meinung des Volks zu erheben sich erkühnten. Er that viel, sehr viel für den Wohlstand seines Landes, welchen er so gerecht als weise auch für den seinigen hielt; aber er gestand selbst, daß er nur den Grund zu einem schönen Gebäude lege, dessen Vollendung er von der Weisheit seiner Nachfolger erwarte. Doch, ach! die Keime des Segens, welche seine Hand gepflanzt, und so liebreich gepflegt hatte, blieben lange, ach sehr lange, ungenährt, ungeschützt, denn sie wurden zu drei schrecklichen Malen von der Furie des Krieges zertreten.

Erst nach Jahrhunderten harter Prüfungen erwachte Sachsens Schutzgeist von einem höhern Rufe und sein Erwachen war das Erwachen eines schönen Morgens nach einer langen Winternacht, denn alles Herzen und Stimmen rufen laut: Hier ist mehr als August!

Serus in coelum redeas, diuque
Laetus intersis populo Quirini!

---

## II.

## Briefe vom Assessor Seetzen aus Haleb.

---

Nachfolgende zwei Briefe sind uns durch ein sehr verspätetes Paket aus Constantinopel erst vor kurzem zur Hand gekommen. Sie sind freilich ihrem Datum nach schon sehr alt und enthalten wenig, was wir nicht auch schon auf andern Wegen erfahren hätten. Da sie indeß doch von einem Reisenden herrühren, für welchen sich in Teutschland einer unserer Geschmack- und Kunstfördernden und dadurch sehr ehrwürdigen Fürsten lebhaft interessirt;

und da jede spätere Kunde von ihm bis jetzt völlig verschollen zu seyn scheint, so glauben wir doch, daß sie von einigen Lesern dieser Zeitschrift, die schon mehrere Gedichte von Seetzen, im Morgenlande gesungen, früher bekannt gemacht hat, mit Wohlgefallen aufgenommen werden dürften.

B.

---

I.

Haleb d. 10. April 1804.

Ueberzeugt, daß Sie, theuerster Herr! an der Verbreitung eines jeden Schönen und Nützlichen lebhaften Antheil nehmen, nehme ich mir die Freiheit, Ihnen die Nachricht mitzutheilen, daß auch hier endlich mit der Einführung der Vaccine ein glücklicher Anfang gemacht ist. Ein hiesiger Arzt, Hr. Dr. Salina, von Geburt ein Römer, ein ungemein thätiger Greis, von nicht gemeinen Kenntnissen, der seiner Jahre ungeachtet mit seinem Zeitalter fortschreitet, erhielt schon im Anfange des verwichenen Jahres die Materie der Vaccine aus Europa] zugeschickt; er machte einen Versuch damit; allein, es scheint, daß sie sich nicht gut conservirt hatte; sie schlug nicht an. Er schrieb darauf an

Ihren trefflichen Landsmann, Hr. Doct. Careno in Wien, welcher, so wie Hr. Dr. de Carro und mehrere Wiener Aerzte, um die Verbreitung der Vaccine sehr wesentliche Verdienste hat, und ersuchte ihn um die Mittheilung frischen Eiters. Vor kurzem kam derselbe, aufs beste zwischen zwei kleinen verkütteten Glasplättchen verwahrt, hier an. Sie wissen, wie schwer es öfters hält, etwas Neues, wenn gleich noch so Nützliches, einzuführen, so lange nicht der übergroße Nutzen den Leuten durch eigene Erfahrung bekannt ist. Um so größer ist nun das Verdienst des hiesigen engl. Consuls, Hr. Barker, eines trefflichen vorurtheillosen Mannes, welcher sich schon lange entschlossen hatte, seinen beiden Kindern von anderthalb und von einem halben Jahre die Vaccine inoculiren zu lassen. Auch seine junge Gattin, die hier geboren wurde, so wie deren Mutter, Madame Abot, verdienen in dieser Hinsicht das größte Lob. Auch ein jüngerer Bruder des Consuls, Mr. Eduard, 18 Jahre alt, entschloß sich zur Inoculation, weil es ungewiß war: ob er die Blattern gehabt oder nicht? Er war der Erste, der inoculirt wurde. Außer ihm und den zwei Kleinen des Consuls wurden noch zwei Kleine inoculirt, die dessen beiden Ammen zugehörten. Das erste Mal schlug die Operation nicht ein. Zum

zweiten Mal wurden sie, mit Ausschluß des Hrn. Eduard, mit glücklichem Erfolge inoculirt. Dr. Salina und ich verrichteten die Inoculation. Heute ist der eilfte Tag, und die Vaccine schreitet hier eben so fort, als in Europa. Doch bei dem Sohne des Hrn. Consuls schlug auch diesmal die Inoculation nicht an, und wir haben sie daher zum dritten Mal wiederholt. An demselben Tage wurde noch ein Knabe von etwa 12 Jahren inoculirt. Schon haben sich Mehrere zur Vaccine gemeldet, allein, Alle wollen erst den Ausgang des ersten Versuchs sehen. — Einer der geachtetsten und kenntnißvollsten teutschen Aerzte, Hr. Leibmed. Marquard in Oldenburg, glaubte irgendwo gelesen zu haben, die wahren Blattern seyen von den Kameelen zu den Menschen übergebracht. Nach der Analogie der Vaccine ist dies nicht unwahrscheinlich. Bisher fehlte es mir an Gelegenheit, darüber Nachrichten einzuziehen, da unsere Kierwanenthiere auf dem Wege von Smyrna bis hieher bloß aus Pferden, Eseln und Mauleseln bestanden. In Zukunft werde ich dies aber gewiß nicht unterlassen. — Consul Barker hat jetzt Gelegenheit, eine aus 50 Bänden bestehende geschätzte arabische Biographie zu kaufen. Er versichert, daß das Werk ganz komplet sey. Außer Ihrem Exemplare und dem des Hrn.

Hamilton war bisher, glaube ich, kein einziges, wenigstens kein vollständiges, in Europa. Er hat mir auch ein neues satyrisches arabisches Gedicht mitgetheilt, welches sich auf einen Vorfall bezieht, der sich während meinem hiesigen Aufenthalte zutrug. — Vor etlichen Tagen sahe ich bei einem hiesigen französ. Negotianten das Original der arab. Beschreibung von Haleb, wovon ich die Copie beim Hrn. Past. Usko in Smyrna sahe. Hr. Guerin (so heißt der Negotiant) zeigte mir auch eine kalligraphische Merkwürdigkeit, die bewundert zu werden verdient und den größten Beweis von der Geduld des Schreibers ablegt. Es war das ganze sogenannte Neue Testament, arabisch mit sirischen Charakteren, etwa $2^{1}$ Zoll lang, 2 Zoll breit, und einen kleinen Finger dick, und hatte mit dem verhältnißmäßig starken Bande $7\frac{1}{2}$ Drachmen am Gewicht! Diese Rarität gehörte einer sirischen Familie, der sie aber nicht feil ist. — Meine arabische Stunde setze ich noch immer fort; aber mein schwaches Gedächtniß macht es, daß ich einen hohen Flugsandberg hinanzusteigen scheine; habe ich einen Schritt vorwärts gemacht, so geschieht es nicht selten, daß ich zwei, gleitend, zurück mache. Geduld! Ich gehe nicht eher von hier, bis ich diesen Hauptzweck meines hiesigen Aufenthalts erreicht habe. — Hr.

Consul Barker und Hr. Consul Maseyk haben mir viel von einem Orte erzählt, welcher etwa 2 Tagereisen von hier in der Wüsten befindlich ist, und wo man eine sehr große Menge ansehnlicher Ruinen antreffen soll. Sie haben meine Neugierde aufs höchste gespannt. Mr. Barker hat mir versprochen; mich im Sommer dahin zu führen; er selbst ist voller Neugierde, da so wenig er, als Hr. Maseyk sie bisher gesehen haben, indem jene Gegend lange Zeit äußerst unsicher war. Ein Einwohner des Dorfes Sfibra, wo Hr. Barker ein Landhaus hat, versicherte ihm, die Steine des dortigen Mauerwerks seyen von einer ungemeinen Größe, und dies könne zum Beweise dienen, daß diese prachtvollen Gebäude in jenen uralten Zeiten erbauet wurden, wo die Steine noch den Befehlen der Menschen gehorchten. Wirklich! eine schöne dichterische Idee. —

Leben Sie wohl! theuerster Herr! und behalten Sie in Ihrem schätzbaren Andenken.

Ihren ganz ergebensten
Diener
U. J. Seezen.

Hr. Cons. Barker hat vom Hr. Hamilton einen Brief aus Siebenbürgen erhalten.

2.

Haleb d. 21. Jun. 1804.

Hochgeehrtester Herr!

Sie haben mich aufs Neue belebt. Ihr schätzbarer Brief war der erste, den ich hier erhalten habe. Obgleich in Constantinopel geschrieben, wurde ich beim Lesen desselben meinem Vaterlande um Vieles näher gerückt. Haben Sie meinen wärmsten Dank für Ihr gütiges Versprechen, fernerhin eine fleißige Correspondenz mit mir zu unterhalten. Ich bin sehr arm an europäischen Nachrichten; denn seit länger, als einem Jahre, habe ich weder von meinem Bruder, noch vom Hrn. Oberst. Bar. von Zach Briefe erhalten; Sie, hoffe ich, werden mich nach und nach reich machen. —

Sind die Reisenden schon bekannt, deren Sie in Ihrem Briefe erwähnen? Ist Prof. Joubert noch in Constantinopel? — In Jerusalem ist zu Schiffe von Livorno ein Prinz Joseph Palatinus austriacus angekommen. Ich glaubte erstlich, es sey Sr. Königl. Hoheit der Palatin von Ungarn. Allein, dies schien mir doch nachher sehr unwahrscheinlich. Er macht die Reise als ein Ordensgeist-

licher gekleidet. — Haben Sie keine Nachrichten von Hrn. Dr. Mayer, Hr. Bar. von Knigge, Hrn. Bartholdi und Grupius ꝛc.? Ist es wahr, daß Mr. Thornton, der Engländer in Bulgarien beraubt ist? — Alle Ihre Briefe, die Sie die Güte haben wollen, mir zu schreiben, addressiren Sie entweder an meinen Consul, oder an den engl. Hrn. Consul Mr. Barker, den ich seines edlen humanen Charakters wegen sehr schätze. — Sobald meine Geldangelegenheiten einmal in Ordnung wieder gebracht sind: werde ich von hier über Damask nach dem Libanon und von dort nach Jerusalem reisen. In Jerusalem werde ich mich alsdann über meine ferner zu nehmende Route unterrichten. Ist es möglich: so reise ich mit einer muhammedanischen Kjerwane von Hadschi nach Arabien durch die Wüste. Ist dies gar nicht möglich; so reise ich von dort über Gasa ꝛc. nach Kahira, und von dort entweder zu Lande, oder (wo dies nicht möglich ist) zu Wasser von Sues nach Arabien. Von Jemen aus denke ich alsdann nach Melinda in Afrika zu reisen. — Noch immer fehlen mir Nachrichten vom Hr. Bar. von Hübsch, und von drei Paketen die ich mir die Freiheit nahm, ihm von Smyrna aus mitzutheilen. Das Schicksal derselben bekümmert mich ungemein, da von der glücklichen Ueber-

kunft derselben nach Teutschland mein ganzes ökonomisches Wohl- oder Uebelbefinden abhangen wird. Die Reisekosten in der Levante sind ungemein groß, und sind die Verbindungen mit Teutschland unterbrochen: so gerathe ich in die größtmöglichste Verlegenheit. —

Vorgestern ist hier der jüngere Bruder des hiesig. franz. Commiss. Mr. Corancé angekommen. Er soll hier als Viceconsul angestellt seyn. Man versichert mir, daß er sehr gut Teutsch spricht. Beim Abzuge des Pascha Ibrahim nach Damask wurde er von einem wahnsinnigen Sherihf insultirt und mit Steinen geworfen. Seine Leute ermordeten ihn auf der Stelle.

Da die Kjerwane der Hadschi's glücklich wieder von ihrer Wallfahrt nach Mekka zurückgekehrt ist: so scheint es, daß jener Theil von Arabien jetzt von Wuhabi geräumt sey.

Niemand wünscht mehr, bald wieder eine Nachricht von Ihnen zu erhalten, als Ihr

ganz ergebenster Diener
U. J. Seezen.

* * *

## Nachschrift.

Ich nehme mir die Freiheit, Ew. Hochwohlgeb. ein noch unvollendetes Gedicht mitzutheilen, dessen Gegenstand die Πετρα δικης, ein wenig nordwärts von Therapia, dem alten Pharmakia, ist. Die Sage davon ist Ihnen bekannt. Ich glaubte, daß sie eine dichterische Bearbeitung verdiente. — Gewiß werden Sie auch die Wundereiche am Boßphorus kennen. Sie steht oberhalb Rumili Issähr, neben dem Kloster der Därwische vom Orden Biktasch. Die Eiche war, wie ich sie vor anderthalb Jahren sahe, verdorret. Dies gab die Veranlassung zu jenem Gedichte. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Dieß Gedicht soll in einem der nächsten Stücke des Merkurs geliefert werden.

# III.

## Drei Briefe von Ramler an Adelung.

---

Folgende drei Briefe, die ich der Mittheilung des verstorbenen Adelungs verdanke und durch deren Bekanntmachung ich keine der Pflichten zu übertreten hoffe, die der ehrwürdige Jacobi noch vor kurzem, in einer eigenen allerdings beherzigungswerthen, aber doch auch noch einer Prüfung unterliegenden Schrift über das Recht, den Lebenden Briefe der Verstorbenen mitzutheilen, ausgesprochen hat — schien sowohl durch ihren belehrenden grammatischen Inhalt, als durch so manche charakteristische Züge des Briefstellers, der Bekanntmachung nicht ganz unwürdig. Die kleinern Beziehungen und Veranlassungen wird der mit Adelungs damaligen Unternehmungen für die teutsche Sprachlehre und mit Ramlers Verhältnissen in Berlin nicht ganz unbekannte Leser sich leicht selbst aus den Briefen hinzudenken können.

B.

---

I.

Mein theuerster Freund!

Ich antworte spät, weil ich gern mehr als bloß antworten wollte. Hier empfangen Sie den Anfang von den grammatikalischen Kapiteln, die ich vor einiger Zeit unserm vortrefflichen Minister mitgetheilt hatte. Sie können in keine bessern Hände kommen, als in die Ihrigen; weil ich doch in meinem ganzen Leben aus diesen Bruchstücken kein vollständiges Gebäude gemacht haben würde. Verändern Sie nach Gefallen, setzen Sie an einen andern Ort, lassen Sie aus, was Ihnen beliebt. Weil mein erster Vorsatz nur war, einige abgerissene Kapitel auszuarbeiten, so mußte ich manches, der größern Deutlichkeit wegen, darin anbringen, was Sie in einer vollständigen Sprachlehre gewiß an einen andern Ort setzen werden. Die Abhandlung von den ungleichfließenden Zeitwörtern war mein Lieblingskapitel, dem zu Gefallen mußte ich auch etwas von den gleichfließenden sagen. Diese bekommen Sie jetzt, die größte und beste Hälfte künftig. Ohne alle Rückfrage belieben Sie mit allen diesen Sächelchen zu machen, was Sie wollen. Daß

sie noch mancher Verbesserung bedürfen, sehe ich schon daraus, weil ich sie allemal verbessere, so oft ich sie abschreibe. Wenn unser Pr. Engel nicht zu Vieles zugleich unter den Händen hat, so wird er Ihnen wohl mit seinen philosophischen Definitionen und Distinktionen beistehen, die er über verschiedene einzelne Stücke der Sprache gemacht oder wenigstens gedacht hat. Von mir bekommen Sie noch, außer den ungleichfließenden Zeitwörtern, etwas von unsern Nennwörtern, und besonders von der Deklination. Mich dünkt, unsere Grammatiker haben sich bisher alle ersinnliche Mühe gegeben, uns das Dekliniren schwer zu machen. Auch habe ich noch eine Sammlung unserer zahlreichen Interjektionen liegen. Die Abhandlung ist noch ziemlich unreif, sie wird aber in Ihrem Treibhause schon nachreifen.

Mein Vorschlag wäre, Sie legten es auf zwei Grammatiken an. *) Eine müßte ganz vollständig und weitläuftig seyn, und sich gewissermaßen als ein philosophisches Buch lesen lassen; die andere

*) Dieß ist, wie bekannt, später auch von Adelung selbst, und einigen Berliner Gelehrten verschiedentlich ausgeführt worden. B.

würde ein Kompendium für die Schulen, wohlfeil zu kaufen, und von einem gescheuten Lehrer aus der größern Sprachlehre leicht zu erklären seyn.

Auf den Auszug aus Ihrem großen Wörterbuch freue ich mich. Hr. Engel hat den übersandten Bogen dem Secretair unsers Ministers Z. dem D. Biester, und dieser hat ihn seinem Minister gegeben. Ich werde ihn aber bald abfodern. Auf den 4. Theil Ihres großen Werks habe ich schon lange sehnlich gehoft. Es liegen in meinen drei Theilen viele Zettelchen, die alle für Sie bestimmt waren, die ich aber noch nicht Zeit gehabt habe zusammen zu schreiben. Manches betraf nur Druckfehler oder Schreibfehler. Vieles sind Anfragen, die ich Ihrer weitern Untersuchung überlassen wollte. Doch ich muß schließen. Für einen Mann, der vier Wochen krank gewesen ist, habe ich seit drei Tagen genug geschrieben. Lieber kurze Briefe und lange Beiträge. Leben Sie wohl, bleiben Sie für Ihre Freunde und für Teutschland gesund, und lieben Sie beständig

Ihren

Berlin, d. 27. Nov. getreuesten Freund

1779. Ramler

2.

Theuerster Freund,

Sie haben mir durch Ihre beiden Abhandlungen über die teutsche Sprache das größte Vergnügen gemacht. Einwendungen wider einzelne Sätze zu machen habe ich wahrhaftig noch nicht Lust und Zeit gehabt; weil ich noch nicht mit Lernen und Nachdenken fertig bin. Sie werden uns nun endlich einmal die beste Epoche machen. Doch Sie wollen kein Lob, Sie wollen Einwendungen. Hier ist eine! Ich table einen Splitter an einem Pallast. S. 114 in Ihrer Einleitung steht das arme kömmst, kömmt an der Spitze der Verworfenen. Kleist, Lessing, Nicolai (der Petersburgische oder vielmehr Straßburgische Dichter) und meine Wenigkeit haben es beständig gebraucht, welches nun zwar blutwenig beweist; wir haben aber untersucht, ob wir Recht hätten, und nicht allein gefunden, daß der Gebrauch für uns ist, wenigstens der Gebrauch bei sehr vielen Sprechenden und Schreibenden; sondern auch die Analogie der Sprache. Stoßen, stößt, gestoßen; kommen, kömmt, gekommen; nehmen, nimmt, genommen ꝛc. ändern

alle ihren Vokal in der 2. und 3. perſ. praeſ. Wir unterſuchten hierauf, und fanden bei der Unterſuchung, daß faſt alle unſere ungleichfließenden Zeitwörter ein Gleiches thun, (welches Ihnen in Wahrheit beſſer bekannt iſt, als uns). Wir dachten alſo, wir müßten in unſere Anomalien nicht neue Anomalien hineinbringen. — Noch ein kleines Argument! Kömmt reimt ſich ſo ſchön auf hemmt und ſtemmt und überſchwemmt und klemmt und dämmt. Doch dies Argument laſſen die Proſaiſten nicht gelten. Doch will ich bei dieſer Gelegenheit Ihnen in größter Eile, (denn ich habe leider! bis auf die letzte Stunde gewartet: ein alter Fehler!) in größter Eile alſo will ich Ihnen meine geſammelten ungleichfließenden Zeitwörter abſchreiben; aber die Abhandlung darüber, die das beſte ſeyn ſollte, kann ich unmöglich weder vollenden, noch jetzt unvollendet abſchreiben. Sie werden ſehen, ob aus dieſer Kleinigkeit etwas zu machen iſt. Ich habe den Ausländern zu Gefallen, die über unſere Anomalien verzweifeln wollen, nicht allein die Wörter klaſſificirt, ſondern, dem Gedächtniß zu Hülfe zu kommen, es wie die Lehrer der Logik gemacht, und Namen hingeſetzt, die die Abwandelungen durch die Vokale andeuten ſollen, wie Barbara-celarent ꝛc., die Schlußformeln. Machen Sie, was Sie belie-

ben, mit diesen Papieren. Aus Eilfertigkeit habe ich gewiß einige ausgelassen; denn ehemals zählte ich 180 und drüber. Vielleicht aber zählte ich damals die veralteten Zeitwörter alle mit.

Leben Sie vergnügt, bleiben Sie gesund, fahren Sie fort mich zu lieben, so wie ich Sie von ganzem Herzen liebe und verehre

Ihr

Berlin, den 4. Mai 1781. getreuester Freund Ramler.

---

3.

Mein theuerster und verehrungswürdigster Freund,

Empfangen Sie zuerst meinen großen Dank für den ersten Band Ihres Lehrgebäudes der teutschen Sprache. Ganz Teutschland wird mit mir Ihnen dafür auf immer danken. Meine Beiträge dazu würden in der That nur sehr mager ausfallen. Was ich zusammen schrieb, war fast nur den Kna-

ben zu Gefallen gesammelt, die sich die Regeln der Sprache leichter ins Gedächtniß bringen sollten: da Sie hingegen eine höhere Absicht gehabt und glücklich erreicht haben. Sie haben alles aus einem philosophischen Gesichtspunkt angesehen. Dem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, machte ich die Klassification unter unsern ungleichfließenden Zeitwörtern, wie ich sie nannte, und als Poet halte ich auf diese Verba so viel, daß ich nicht wünschte, daß ihre Anzahl vermindert würde. Vermehrt kann sie nicht werden, weil diese Art eigentlich wider den Genius der Sprache ist. Vortheile davon sind: Kürze und Wohlklang. Nach der regelmäßigen Konjugation müßte ich sagen: ich tretete, nach der unregelmäßigen sage ich: ich trat; statt ich bringete, ich drang, statt brachete, ich brach, statt bittete, stehete, fechtete, schießete, sagen wir mit einer einzigen Sylbe und mit dem offensten Vokal: ich bat, stand, focht, schoß. Auch ist es gut, daß diese anomalischen Verba gerade die sind, die in der Rede am häufigsten vorkommen. (Wörter, die am häufigsten gebraucht werden, sind bei allen Völkern der Anomalie am meisten unterworfen, wie Sie besser wissen, als ich). Ich schlage den ersten den besten Poeten auf, z. B. den Zachariä, und finde in den ersten 42 Versen seines Murners in

der Hölle im dritten Gesange 24 anomalische Imperfekta: schlug — lag — fiel — nahm — ging — stieg — kam — war — fand — fieng — kam — sah — lag — begab — sprang — fähr — fuhr — sah — riß — schrie — verschwand — flog — erschien — sprach. An einem andern Orte, den ich nicht mehr finden kann, war fast kein einziges regelmäßiges Verbum auf einer ganzen Seite. — Ich will mit dieser Tirade nichts mehr, als Sie fragen, ob es nicht gut wäre, unsern, vielleicht den Ausländern verhaßten anomalischen Verbis ein wenig das Wort zu reden, und ihre Erlernung dem Gedächtnisse zu erleichtern. Sehen Sie, mein liebster Freund, von dieser wenig bedeutenden Art sind meine meisten Anmerkungen gewesen. Ich nahm zum Nachdenken das Unbeträchtlichste; hätte ich das Wichtigste genommen, so hätte ich meine Imagination vielleicht erkältet, und mich zu meinem Lieblingsstudio, der Poesie, immer unlustiger und unfähiger gemacht.

Zu Ihrem Magazin für die teutsche Sprache will ich bei unserm königl. Bibliothekar, dem Prof. und Hofrath Stosch, mich nach Beiträgen aus den vorigen Jahrhunderten erkundigen. Jetzt eile ich Sie in Gedanken zu umarmen; — unser Weiße

soll es in meine Seele wirklich verrichten. Ich bin mit der aufrichtigsten Ergebenheit und Hochachtung

Ihr

Berlin, den 24. Jun. 1782.

getreuester Freund und Diener.

Ramler.

---

## IV.

## Kunstnachrichten.

---

### I.

### Wilhelm Kobels neueste Kriegs-Gemälde.

München d. 28. Novbr. 1806.

Werthgeschätzter Freund!

Damit Sie doch ja keine Gelegenheit finden mich der Nachlässigkeit anzuklagen; so werde ich Ihnen heute, so kümmerlich mir auch die Zeit dazu zugemessen ist, eine Kunst-Neuigkeit — wirklich ein seltenes Phänomen in dem gegenwärtigen Augenblicke! mittheilen.

Der hier wohnende Maler, Wilhelm Kobel, hat drei Tableaus verfertiget, welche vielleicht zu den gelungensten Produkten der neuern Kunst gezählt zu werden verdienen. Sie stellen Scenen aus dem letzten Kriege mit Oestreich dar, die Einnahme von Ulm, München und Braunau, fünf ähnliche sollen ihnen folgen. — Wer kennt nicht, wenigstens dem Namen nach, die Arbeiten der Kobels? Sie gehören immer zu den trefflichsten; aber diese drei Tableaus verdienen, wenigstens in meinen Augen, den Vorzug vor allen. Ich will es versuchen, Ihnen eine kleine Beschreibung dieser Gemälde zu geben.

Auf dem ersten dieser Gemälde, der Einnahme von Ulm, ist die Scene dargestellt, wie von den Franzosen die Schanze an der Straße nach Nürnberg, der sogenannte Alpacher-Steig, bereits im Sturm eingenommen war und wie die Schanze auf dem Michelsberg so eben gestürmt wird, aus welcher die Oestreicher bereits zu weichen anfangen. Ein dichter Regen, mit Schneegestöber untermischt, fällt, nur im Nebel liegt die ferne Gegend und der Theil der Stadt Ulm, welcher von diesem Standpunkte aus gesehen werden kann, in dem Hintergrunde; in dem Mittelpunkte befindet

sich rechts die bereits genommene Schanze auf der Alpacher-Steig, in der Mitte die so eben gestürmte Schanze auf dem Michelsberg und links der Abhang des Berges nach dem sogenannten Ruhr-Thal, wohin Truppen marschiren, um auch die dritte Schanze bei dem Zigelstadel zu nehmen. In dem Vordergrunde befindet sich Kaiser Napoleon auf seinem Schimmel, eine Haubitzgranade — das Faktum ist wahr — platzt nur wenige Schritte von den Füßen des Pferdes entfernt und liegt dampfend in dem Vordergrunde, wird nicht von dem Reiter, welcher Ordres ertheilt, bemerkt, wohl aber von dem Pferde, welches, wie ein vollkommen gutes zugerittenes Pferd, nicht von der Stelle weicht, das aber mit seinem Körper eine Beugung macht, die seinen Schrecken meisterhaft darstellt. Dies einzige Pferd verdient ein Meisterstück genannt zu werden.

Den Kaiser umgeben mehrere Generals und andere Offiziere vom ersten Range, auch der treue Mammeluck befindet sich in der Gruppe, der Marschall Berthier kömmt so eben gegen den Kaiser geritten, um mit demselben zu sprechen; er ist, so wie der Kaiser selbst, ein gelungenes Portrait — ein neuer Vorzug des Gemäldes. In dem ganzen Bilde herrscht der Charakter, die Wahrheit, den nur

ein Bourguignon oder ein Rugendas in dasselbe legen konnte; es stellt das ganz dar, was es darstellen soll, es ist kein unnützer Pomp in demselben, keine Ueberladung an Gruppen, und aus der vordersten Gruppe, welche den Kaiser, umgeben von seiner Generalität, darstellt, leuchtet der Ernst und die große Besonnenheit hervor, mit welcher von diesem großen Feldherrn Gegenstände der Art behandelt werden; der sich nicht schrecken läßt durch eine Haubitzgranade die vor ihm zerspringt, durch die Kugeln, die um ihn schwirren, durch die Leichen, die um ihn her aufgethürmt sind. Allen, welche den Kaiser umgeben, wenn auch ihr Gesicht hinweg gewendet ist, sind in dem Gemälde unverkennbare Spuren gegeben, daß sie ganz den Platz, der ihnen von ihrem Feldherrn angewiesen wurde, ausfüllten. Ich sah noch keine Darstellung mit der Wahrheit ausgeführt wie diese; aber ich sah sie auch mit dem größten Interesse, denn ich selbst war Augenzeuge dieser Scene, ob ich gleich nur aus einiger Entfernung daran Antheil nahm. Sie wissen, ich war damals in Ulm eingeschlossen, von unsern Speichern aus konnten wir, Anfangs ohne Gefahr, dem gräßlichen Schauspiele zusehen; ich sah, zwar nicht ganz deutlich, die Bestürmung der Schanze auf der Alpacher-Steig, den Zug der Truppen

über die Berghöhe und in das schmale Thal hinab, in welchem der Kaiser stand, und wieder herauf, und zuletzt deutlich, die Stürmung der Schanze auf dem Michelsberg; nun aber war uns die Gefahr näher, die Kugeln fielen in die Stadt oder fuhren über dieselbe, und nicht rathsam war es mehr, ohne sich fruchtloser Gefahr auszusetzen, von den Speuchern herab dem Schauspiele zuzusehen. — Leicht mögen Sie sich es nun vorstellen welch großes Interesse dieses Gemälde für mich hat, und daß ich mich kaum von demselben trennen konnte.

Dieses Bild, so wie die beiden folgenden, deren ich sogleich erwähnen werde, gewährt, wenn gleich von Seite des Gegenstandes den es darstellt, keinen erfreulichen, denn wie kann eine Scene der Art, ob sie gleich das Große schildert, die Sinne erfreuen! doch auch keinen gräulichen Anblick, welchen so manche ähnliche Darstellungen gaben. Zerstörung allenthalben zeigt zwar das Bild und aufgehäufte oder zerstreute Leichen von Menschen und Vieh, aber keine elend zerstümmelte, ekelhaft anzusehende Bilder: ich sah die Stelle, welche hier abgebildet ist, nur wenige Tage nach jenem hier dargestellten Ereignisse, als noch die schon in Moder übergegangenen Leichen auf dem Felde lagen und lange währte es,

ehe ich das Andenken an diesen gräßlichen Anblick aus meinem Gedächtnisse verwischen konnte: vielleicht verursachte es dieser Umstand, daß dieses Bild nicht in dieser Rücksicht den Anblick gewährte, welchen es vielleicht andern minder befangenen Beobachtern giebt.

Das zweite Tableau stellt die Einnahme von München an dem 12. October 1806, dar. Dieser Tag ist zuverlässig einer der merkwürdigsten in den Jahrbüchern dieser Stadt; denn an ihm, an dem Namensfeste unseres Königes, wurde es durch bairische Truppen entsetzt und die Begebenheit verdient es, daß sie durch eine sichtliche Darstellung auf die Nachwelt gebracht werde. Auch diese Darstellung ist eine der gelungensten; charakteristisch ist hier in den kleinen Figuren der Unterschied zwischen den französischen und bairischen Truppen. In dichten Reihen zieht die französische und bairische Armee heran, sie bedeckt die ganze Gegend; nur noch in der Ferne weichen die Oestreicher, nicht in Masse sondern einzeln, und nur in der Ferne sieht man, wie Einzelne, welche sich von ihrem Corps getrennt hatten, von nacheilender Cavallerie gefangen werden oder wie Bagagewagen, welche erbeutet wurden, zurückgeführt werden. In dem Vordergrunde reitet der

Marschall Bernadotte mit seiner Generalität, in deren Mitte sich der bairische General-Lieutenant Deroy, welcher, wie auch in dem gegenwärtigen Kriege, das Commando über die bairischen Truppen führte, sich befindet. Schon ist die Avantgarde, welche der General-Lieutenant Wrede, der einer der ersten in der Stadt München war, anführte, in derselben eingerückt, die ganze Armee eilt derselben nach, alles ist in Bewegung und so dargestellt, wie es in der Wirklichkeit war. Auch hier ist der Horizont in Wolken eingehüllt, doch bricht so eben zwischen denselben ein Sonnenstrahl durch, der dem Bilde eine schöne Beleuchtung giebt. Ob auch dieser in der Wirklichkeit statt hatte, weiß ich nicht' indem ich mich damals in Ulm eingeschlossen befand, aber wenn es auch nicht war, so giebt er doch dem Gemälde eine schöne Beleuchtung und schadet der historischen Wahrheit nur wenig oder gar nicht.

Soll ich aber mein Urtheil über dieses Gemälde sagen, so besteht es darin, daß der Künstler nichts versäumte, der Kunst Genüge zu leisten, daß auch hier sein Genie sich groß zeigte: allein der Gegenstand selbst interessirt im Allgemeinen weniger, als der des bereits erwähnten Gemäldes und des noch zu erwähnenden; er hat nur für München und für Bai-

ern insbesondere Interesse, und im Grunde geschieht in dieser Darstellung nichts als marschiren und vordrängen. Aehnliche Darstellungen giebt es von Revuen mehrere, und ist eine Art von Parade, und der Marschall Bernadotte mit der ihn umgebenden Generalität ritt wahrscheinlich in der Wirklichkeit nicht so auf der Pláne vor München en parade umher, wie er in dem Gemälde dargestellt ist.

Ganz von seinen beiden Vorgängern ist das dritte Tableau verschieden, es stellt, wie erwähnt, die Einnahme von Braunau vor, oder eigentlicher zu sprechen, eine Scene vor der Einnahme dieser Festung. Auch hier ist der Horizont mit Wolken umhüllt, der Schnee fällt in dichten Massen, der Wind weht heftig. In dem Vordergrunde ruht ein Theil des Corps des Marschall Soult und scheint auf die Ordre des Angriffes zu warten, der Marschall selbst befindet sich zu Fuß, in einen Oberrock gehüllt, mit einigen Generälen mitten unter seinen Soldaten, welche theils auf der Erde liegen, theils um Feuer sitzen, theils umhergehen, um sich zu erwärmen. Der Sturm weht den Rauch der Wachtfeuer weit und malerisch umher und die Mäntel der Soldaten flattern; zwei Chasseur à cheval stehen

ganz in dem Vordergrunde und halten ihre Pferde an dem Zügel. Schöner kann Rugendas kein Pferd gezeichnet haben. Mismuthig wenden sie die Köpfe von der Windseite ab und freies Spiel treibt der Sturm mit ihren Mähnen und Schweifen. Alles ist mit Schnee bedeckt, man glaubt ihn von den in dem Vordergrunde stehenden Kanonen hinweg streifen zu können, und wenn das Auge auf einen zuvor betrachteten Gegenstand zurückkehrt; so wähnt es, daß in der Zwischenzeit noch dichterer Schnee denselben bedeckt hat.

Die Brücke, welche von der Seite, auf welcher sich das Corps des Marschalls Soult befindet, über den Inn nach Braunau führt, war vor kurzer Zeit von der Besatzung der Festung in Brand gesetzt, noch lodern die Flammen hoch auf und der Rauch treibt sich in der Gegend umher; dem ungeachtet sind aber doch französische Soldaten damit beschäftiget, das Feuer zu löschen und die Brücke wieder in brauchbaren Stand zu setzen; bald wird dieses Werk beendiget seyn, das Corps des Marschall Soult wartet auf diesen Augenblick, um dann vorrücken zu können. Auf der andern Seite des Inn's, auf einem Damme, ganz in der Ferne und mit Schneegestöber umhüllt, reitet der Kaiser Napo-

denn mit seiner Garde; aber so weit derselbe auch entfernt ist, so klein die Figuren auch sind, so ist er auf seinem Schimmel doch kenntlich.

Diese drei Gemälde, welchen noch fünf andere folgen werden, von welchen Sie Nachricht erhalten sollen, wenn sie vollendet sind, wurden für den Marschall Berthier, Prinz von Neufchatel, von dem Maler Wilhelm Kobel in Arbeit genommen und werden in wenigen Tagen nach Paris abgesandt; ich bin überzeugt, daß sie dort nicht nur in Hinsicht der merkwürdigen Gegenstände, welche sie darstellen, sondern auch in Hinsicht der Kunst, mit welcher sie ausgeführt sind, allgemeinen Beifall erhalten werden, und es macht uns Ehre, in dem gegenwärtigen Augenblick, in dem die Kunst in der Regel so ganz nach Brod geht, in unserer Mitte einen Künstler zu wissen, der solche Produkte verfertiget. Sie sagen dem Auslande, daß auch bei uns noch, während der Krieg bei uns oder in unserer Nähe wüthete, der Genius der Friedenskünste nicht auswanderte. Schade aber, daß wir uns von diesen Gemälden trennen müssen, und nicht unbillig kann der Verfertiger, so wie der Eigenthümer derselben unsern Wunsch nennen, der dahin geht, daß sie durch den Stich vervielfältiget werden möchten.

Endlich ist Herr Direktor Langer mit seiner Familie von Düsseldorf hier angekommen, um für immer hier zu bleiben, ein großer Gewinn für München!

Behalten Sie in freundschaftlichem Angedenken

Ihren

stets aufrichtigen Freund

St. . . .

---

2.

Kunstnachrichten aus Paris.

Paris d. 29. Novbr. 1806.

Mein innig verehrter Freund!

In dem noch immer offnen Sallon d'Exposition des tableaux bin ich oft gewesen. Man bemerkt dort ein rühmliches eifriges Streben, wirklich beweist schon die Menge, die über 700 Stück beträgt, viel Thätigkeit, da zumal gar keine Kopien sich hierunter befinden, und die vornehmsten Künstler, als: David, Guérin, Gérard, Vincent, Regnault rc nichts ausstellen. Viel Kenntnisse

alles

alles Praktischen der Kunst, vorzüglich richtige bestimmte Zeichnung bemerkt man, doch sehr wenig Bilder und frei von Manier, und sind wirklich aus tiefer Seele entsprungen; viele scheinen mehr gemacht, um alle Kenntnisse des Erfinders darin auszukramen. — Ja ich möchte fast die beiden Stücke, zwischen denen die Meinungen getheilt sind, welchem der erste Preis zu ertheilen wäre, jedes in seiner Art ein solches Kunststück nennen: die Bataille d' Aboukir, von Groß (dem französischen Rubens) in Farbe und Kühnheit, und die Sündfluthsscene von Girodet, in strenger kunstvoller Zeichnung. Zum Herzen spricht keines; doch sieht man, daß tieferes Nachdenken, kräftigere Farbe, und nach der Antike gebildete Formenkenntniß die flach und süßlich tändelnde Gehaltlosigkeit der ehemaligen französischen Schule verdrängt hat. Am vollkommensten scheinen die kleinern tableaux de genre zu gerathen, und können wohl den gepriesenen Niederländern hierin den Preis bald streitig machen. Richard, mit seiner ihm ganz eignen romantischen Manier steht hierin sehr hoch; doch versicherte man, die Gemälde, die er vor 2 Jahren ausgestellt habe, seyen noch schöner gewesen als die diesmaligen.

David arbeitet jetzt eifrig an seinem sehr großen Tableau du Sacre. Gérard hat sein Bild: Les quatre ages de l'homme, nun beendet; man sagt, er arbeite auch an dem so oft dargestellten Wettstreit der Göttinnen in Schönheit und dem darüber entscheidenden Paris.

Robert le Fèvre bleibt mit Recht unter allen Portraitmalern der berühmteste; er ist der Einzige dem es gelang, den unbesiegbaren Helden, *Arbitre de l'Europe*, treu und wahr auf die Leinewand zu zaubern.

In der Literatur giebt es sehr wenig Neues; Les Amours Epiques, von Percival de Grandmaison, machen noch am meisten Aufsehen; er hat alle Episoden der Liebe, die in die großen epischen Gedichte der meisten Völker eingeflochten sind, übersetzt und zu einem eignen Gedicht vereint, welches so viel ich mich aus den Recensionen erinnere, eine Art Wettgesang im Elysium, zwischen Homer, Virgil, Tasso, Ariosto, Milton, Camoens 2c. ist; die italienischen und portugiesischen Uebersetzungen sind am besten gerathen, doch findet das Ganze viel Beifall. Aus der Elisabeth der Mad. Cottin sind zwei Schauspiele gemacht worden, die beide sehr gefallen.

Mad. Cottin hat jetzt eine Reise nach Rom gemacht, von der sich vielleicht die Lesewelt künftig interessante Mittheilungen versprechen darf; noch ist sie nicht zurück. Auf dem Theatre français erhält das neue Stück: Omasis, ou, Joseph en Egypte, den fortwährendsten einstimmigen Beifall; Hr. Bailli Lormian ist Verfasser desselben; eben so anhaltend wird: la mort de Henri 4tre, von Lègouvé kritisirt, erhält sich aber dennoch stets auf dem Theater. Die hochgefeierte Mlle. Duchesnois verliert täglich mehrere ihrer Bewunderer, und ist neulich sogar, als das kleine Häuflein derselben unternahm sie nach der Athalie heraus zu rufen, völlig ausgepfiffen worden; trunken von dem übermäßigen Weihrauch soll sie auf ihren Lorbeern eingeschlummert seyn, und keine Rolle wieder so studiert haben, wie ihre Debutrollen; überdem findet man, daß sie nur durch gedehnte schleppende Monotonie, unterbrochen von gellendem Aufkreischen, große Wirkungen hervor zu bringen strebt. Mlle. Georges erhält sich besser in Gunst; doch am allgemeinsten gefällt jetzt Mlle. Mars, zwar nicht als tragische Heldin, aber in allen jugendlich naiven Rollen, namentlich als Benjamin im Omasis. Außerordentlichen Beifall erhält jetzt im Vaudeville das neue Gelegenheitsstück: le Rêve ou, la Colonne

de Rofsbach; es soll auch wirklich allerliebst seyn; vorzüglich gefällt darin eine Scene, wo drei junge Mädchen auf einer Landkarte die Gänge der verschiedenen Armeen mit Nadeln bezeichnen, die für die Franzosen sticht, muß immer mehr Nadeln herbeiholen um die ganze Karte endlich zu durchlöchern; die Nadeln derjenigen die für die Engländer sticht, fallen immer wieder heraus und wollen nicht festen Fuß auf dem Lande fassen, und die Nadeln der Preußischgesinnten verlieren gar die Köpfe! — Jetzt wurde ein neues Theater eröffnet: Théatre de Moliere; man erzählte sich erst, da Paris Metropole von Europa sey, solle ein eignes Theater bestimmt werden, um abwechselnd teutsche, englische, spanische, polnische, russische Schauspiele darauf zu geben. Ich fand die Idee eigentlich hübsch, nur völlig unausführbar bei den äußerst eingeschränkten Sprachkenntnissen der Franzosen; jetzt weist es sich aus, daß bei allen diesen nur von Uebersetzungen die Rede ist! Darüber könnte ich weinen; denn da diese meist schlecht gewählt und noch schlechter geschrieben sind, so geben sie den Franzosen nur eine noch schiefere Idee von unserer Literatur, die doch eigentlich für sie gar nicht einmal übersetzbar ist! Zu der Eröffnung hat man gleich die veraltete Posse: „die beiden Klingsberge" gewählt!!

sie geschieht heute, und morgen werden höchst wahrscheinlich alle Journale sich für berechtigt halten, über die Schwerfälligkeit, Regellosigkeit und Unschicklichkeit teutscher Lustspiele zu satyrisiren! Gebe nur der Himmel, daß diese Ueber- oder vielmehr Heruntersetzer unsere unsterblichen Dichter verschonen! — Die schöne neue Brücke, le pont d' Austerlitz, ist nun fast vollendet, sie führt vom Iardin des Plantes in die Vorstadt St. Antoine, ganz an dem einen Ende von Paris; an dem völlig entgegengesetzten von der Ecole militaire zu den Champs Elysées, wird wieder der Grund einer neuen Brücke gelegt; wird dies nicht vielleicht ein Pont de Jena werden? um einen Siegesgürtel um die stolze Stadt, mit ihren im Mittelpunkt thronenden Pont des Arts zu schlingen! — Paris wird jetzt überhaupt sehr verschönert und gelüftet, theils durch das Erbauen öffentlicher Monumente, theils durch das Einreißen ganzer engen ungesunden Straßen; doch, Lutetia bleibt es freilich auch noch jetzt bei der zwar sehr milden, aber stets neblichten feuchten Witterung. —

---

## 3.

## Kunstnachrichten aus Wien.

Wien d. 12. Decbr. 1806.

Hr. Schreivogel hat noch vor kurzem mehrere neue Blätter im Verlag seines Industriekomtoirs erscheinen lassen, und es wäre schnöder Undank des Publikums, dem er sich fast ganz aufopfert, wenn man ein so patriotisches Institut, das uns die herrlichsten Gemälde unsers Fugers so meisterhaft vervielfältigt und so vielen fast in Mangel schmachtenden Künstlern Brod giebt, nicht nach allen Kräften unterstützen wollte. Welch' ein herrliches Blatt ist der Sokrates vor den Richtern, nach Fugern, und die Madonna mit dem vor ihr auf dem Tische stehenden Kinde nach eben diesem Meister?

Der redliche und thätige Musenfreund, Hr. Leon, hat uns mit einem Wiener Musenalmanach unter der Aufschrift: Apollonion, beschenkt, *)

*) Dieser bei Degen in anspruchloser Nettigkeit erschienene Musenalmanach, verdient gewiß auch außer seinem nächsten Kreiße, und nicht bloß als Kalender-Ephemere gekannt zu seyn. Wenn er auch

welche den sprechendsten Beweis führt, daß unsere Kaiserstadt, troß allem Winterfrost, den Zeiten und Menschen herbeiweyeten, doch noch manche edlere Pflanze, würdig am Parnaß und Helicon zu blühen, hervorbrachte, und daß es uns nie an Blüten im Musengarten fehlen wird, wenn nur die Gärtner erst hoffen dürfen, für ihre sorgfältig geflochtenen Kränze, wo nicht den Minne- und Ehrensold besserer Zeiten, doch auch nicht baaren Undank und Hohn einzuärndten.

in seinen Blumenkörbchen nicht lauter Hortensien und Prachtblumen umfaßt, so ist doch an mancherlei duftenden Zweigen und frischen Blüthen kein Mangel. Der Herausgeber hat ihn aus seinen eigenen Vorräthen mit mancher guten Gabe ausgestattet. Besonders werden die jüdischen Legenden und die allemannischen Gedichte von ihm gefallen. Von dem tief und patriotisch empfindenden Hinsberg sind mehrere angenehme Beiträge. Vorzüglich schön ist sein Nachklang von der Minne nach den Minnesängern. Kreil gab die herrliche 14te Satire Juvenals von der Erziehung in Wielandischer Manier. Auch der alte ehrwürdige Veteran Ayrenhoff, ist mit mehreren interessanten Beiträgen nicht zurückgeblieben. Wir hoffen, Hr. Leon werde Aufmunterung genug finden, um uns noch oft eine so gut gewählte Blumenlese geben zu können. B.

Von unsern Theatern werden Sie bald angenehme Nachrichten hören. Vom neuen Jahre an sind die, welche allein in Betrachtung kommen können, in den Händen der Großen des Reichs, die es wahrlich weder an Kosten, noch Sorgfalt fehlen lassen, um den alten Glanz unserer Bühne wo möglich noch zu überstralen. Brizzi, Sibrei, die beiden Sessi sind schon engagirt. Man sagt auch allgemein, daß man Ifflanden die Regie vom teutschen Theater mit 2000 Fl. Gehalt angetragen und wenigstens keine ganz abschlägliche Antwort erhalten habe. Freilich muß auch er erst abwarten, was dort in der noch nicht entrollten Apocalypse zu lesen seyn wird. —

R . . . t.

V.

## Die Frühlingsfeier.

Rosen glühen,
Veilchen blühen,
Freuet euch der Blumenzeit!
Auf, und scherzet,
Küsset, herzet,
Was der Lenz zu küssen beut!

Vom Olympus stieg hernieder
Flora an des Frühlings Hand;
Kränze schlingen duftend wieder
Um ihr Haupt sich; ihr Gewand
Wallt im Purpurglanz der Rosen;
Sie umhaucht ein Düftemeer;
Kleine Zephyretten kosen
Scherzend, spielend um sie her.
Holde Charitinnen knüpfen
Kränze sich auf ihrer Flur,
Und die schnellen Horen hüpfen
Frohbelebt durch die Natur.

Rosen glühen,
Veilchen blühen,
Freuet euch der Blumenzeit!
Auf, und scherzet
Küsset, herzet,
Was der Lenz zu küssen beut!

Wonniger mit Göttermilde
Schaut der junge Lenz die Flur.
Segen sprießen die Gefilde,
Wo des jungen Gottes Spur;
Wo er mit dem Götterkinde
Weilt, die ihm beglückend lacht,
Und, als schönes Angebinde,
Zeigt ihm ihrer Blumen Pracht.
Denn mit neuem Reiz erschienen
Ist des Gottes Jahrestag,
Da er einst mit frohen Mienen
Hold im Schooß der Mutter lag.

Rosen glühen,
Veilchen blühen,
Freuet euch der Blumenzeit!
Auf, und scherzet,
Küsset, herzet,
Was der Lenz zu küssen beut!

Nymphen von der Flur, aus Hainen
Standen um sie, sangen ihr
Hohe Lieder, daß den Kleinen
Sie gebar der Fluren Zier.
Cypris selbst, die Holde, eilte
Von dem Thron zum Hirtengrund.
Hohes Glück und Segen theilte
Sie ihm mit im schönsten Bund.

Rosen glühen,
Veilchen blühen,
Freuet euch der Blumenzeit!
Auf, und scherzet,
Küsset, herzet,
Was der Lenz zu küssen beut!

Heute ist zum Fest geladen
Cypris und ihr hol[illegible]er Sohn.
Oreaden und Dryaden
Hüpfen um den Blumenthron.
Alle Götter aus den Hainen
Luden sie zum frohen Tag;
Jener Gott soll auch erscheinen,
Der der Traube Nektar brach:
Ceres mit dem vollen Busen
Vom Parnassus selbst Apoll,

Und das Schwesternchor der Musen
Weilen da schon freudenvoll.

Rosen glühen,
Veilchen blühen,
Freuet euch der Blumenzeit!
Auf, und scherzet,
Küsset, herzet,
Was der Lenz zu küssen beut!

Sehet! seht! vom Götterthrone
Eilet, Rosenkränz' im Haar,
Schon zum Frühlingsfest Dione
Holder als im ganzen Jahr.
Holde Charitinnen breiten
Ihre Arm' entgegen ihr,
Als sie blicken schon von weiten
Aphroditens Frühlingszier.

Rosen glühen,
Veilchen blühen,
Freuet euch der Blumenzeit!
Auf, und scherzet,
Küsset, herzet,
Was der Lenz zu küssen beut!

An Cytherens Seite hüpfet
Froh der kleine Cypripor.
Mit dem kleinen Händchen tüpfet
Er an Cypris Wang' empor.
Schlau befühlt der kleine Schächer
Seiner Pfeile scharfes Gold
Aus dem runden vollen Köcher,
Während ihm das Auge rollt
Lächelnd nach der Nymphen Schaaren,
Die, mit wallend hoher Brust,
Noch der Liebe unerfahren,
Finden an ihm frohe Lust.

Rosen glühen,
Veilchen blühen,
Freuet euch der Blumenzeit!
Auf, und scherzet,
Küsset, herzet,
Was der Lenz zu küssen beut!

Heute zeigt zur hohen Feier
Wonniger sich Flur und Hain,
Stärker, höher stimmt die Leier
Heut in ihre Lieder ein.
Heute hat ein reges Streben
Jedes Wesen neu belebt,

Freude fühlen, Freude weben
Ist es, was das Herz erhebt.

Rosen glühen,
Veilchen blühen,
Freuet euch der Blumenzeit!
Auf, und scherzet,
Küsset, herzet,
Was der Lenz zu küssen beut!

Auf! heran, und fei'rt dem Gotte
Opfer heut, und zollt ihm Dank.
Auf der Flur, in kühler Grotte,
Stimmt ihm hohen Lobgesang!
Denn durch ihn ist in den Wäldern
Alles wach durch milde Luft;
Alles hüpft in Gärten, Feldern
Froh ergötzt durch Florens Duft.

Rosen glühen,
Veilchen blühen,
Freuet euch der Blumenzeit!
Auf, und scherzet,
Küsset, herzet,
Was der Lenz zu küssen beut!

Sehet, wie der Himmel köstlich
Stralt in milder Azurpracht,
Gleich der Holden, welche festlich
Liebend uns entgegen lacht;
Wie auf moosumkränzten Höhen
Dort ein kleiner Zephir spielt,
Und mit sanfter Flügel Wehen
Unschuldsvolle Mädchen kühlt!

Rosen glühen,
Veilchen blühen,
Freuet euch der Blumenzeit!
Auf, und scherzet,
Küsset, herzet,
Was der Lenz zu küssen beut!

Seht den Flußgott, hoch an Jahren,
Wie er Nymphen Küsse raubt,
Und wie ihm der Nymphen Schaaren
Kränze schlingen um das Haupt;
Wie im Rohr die Faunen lauschen
Nach den jungen Nymphen hin,
Wie sie schwindelnd sich berauschen
Durch den scharfen Spähesinn.

Rosen glühen,
Veilchen blühen,

Freuet euch der Blumenzeit!
Auf, und scherzet,
Küsset, herzet,
Was der Lenz zu küssen beut!

Höret, wie der Vögel Chöre
Froh beleben Flur und Hain.
Auf! heran folgt ihrer Lehre,
Edler Freude euch zu weihn.
Seht im hohen Flug die Lerche,
Wie sie froh die Sonne grüßt,
Wie mit Klappern schön der Störche
Paar das alte Nest erkiest.
Horchet auf der Taube Girren,
Wie sie lockt den Tauber nach,
Und vernehmt der Käfer Schwirren
In den Lüften allgemach.
Horchet auf der Nachtigallen
Lenzverkündenden Gesang,
Hört die Töne wie erhallen
An der Felsen Niederhang.

Rosen glühen,
Veilchen blühen,
Freuet euch der Blumenzeit!
Auf, und scherzet,

Küsset

Küsset, herzet,
Was der Lenz zu küssen beut!

Sehet, wie die Rose stralet
Von dem Frühling angelacht,
Und wie schön dort ist gemalet
In dem Thal des Veilchens Pracht.
Sehet, wie die Tulpen glänzen
Roth und gelb, und weiß, und grün,
Und wie mit den Stralenkränzen
Schöne Hyacinthen blühn;
Wie die bunten Anemonen
In der tausendfarb'gen Zier
Auf den Blumenbeeten thronen;
Wie die sanften Liljen hier
In der Unschuld Farbe schimmern;
Wie auf grüner Frühlingsau
Junge Gräser glänzend flimmern
Schön benetzt vom Perlenthau.

Rosen glühen,
Veilchen blühen,
Freuet euch der Blumenzeit!
Auf, und scherzet,
Küsset, herzet,
Was der Lenz zu küssen beut!

N. T. M. Januar 1807. F

Auf! heran, und bringt die Gaben
Nun dem jungen Lenze dar;
Daß an Opfern gern sich laben
Götter, ist ja offenbar.
Segen wird er dann verleihen,
Milden Segen eurer Flur.
Denn in Fülle und Gedeihen
Sprießt die Saat, wo seine Spur.
Und die Heerden werden springen
Tausendfach dann um euch her,
Euern Wünschen folgt Gelingen,
Lächelt er euch hold und hehr.

Rosen glühen,
Veilchen blühen,
Freuet euch der Blumenzeit!
Auf, und scherzet,
Küsset, herzet,
Was der Lenz zu küssen beut!

Ha Triumf! Triumf! erfreuet
Freunde euch! es ist erreicht;
Seht das Opfer, ihm geweihet,
Wie der Rauch zur Höhe steigt!
Ha er hat es nicht verschmähet!
Feiert froher nun das Fest.

Da der Gott, wie klar ihr sehet,
Ohne Segen euch nicht läßt.
Theilet drum die hohe Wonne,
Die sich heute dar uns beut,
Da uns hehrer blickt die Sonne
Auf die Thalgefilde heut.
Drehet euch im Wirbelreihen,
Hüpft im leichten Frühlingstanz,
Heute muß sich Jeder freuen,
Winden holder Liebe Kranz.
Lagert dann auf grünen Matten
Euch, wo Zephirn fächeln kühl,
Wo aus dichter Myrten Schatten
Freude tönt der Leier Spiel.

Rosen glühen,
Veilchen blühen,
Freuet euch der Blumenzeit!
Auf, und scherzet,
Küsset, herzet,
Was der Lenz zu küssen beut!

S. d. j.

# Inhalt.

Seite

Der Neue

Teutsche Merkur.

2. Stück. Februar 1807.

# I.

# Gedichte.

## 1.

### An eine einzeln stehende Tanne, im Winter.

O, Tanne! wie so stolz und hehr
Blickst du in deiner Pracht umher!
Hoch streckt dein Haupt sich in die Luft,
Umglänzt vom frühen Silberduft!

Du lächelst jetzt, da die Natur
Erstorben ist und von der Flur
Mit Floren Zephir weggeeilt
Und Boreas sie wild durchheult,

Du stehst allein in voller Pracht
Und achtest nicht des Winters Macht;
Du stehest wie ein Fels im Meer;
Nichts grünt und blühet um dich her!

O Bild der Selbstgenügsamkeit!
Du lebest in der Einsamkeit,
Dem Weisen gleich, der diese Welt
Nur für ein Haus der Narren hält.

Doch schmückt dich auch, gleich ihm, kein Herz,
Das sich betrübt bei fremdem Schmerz,
Und seiner Brüder Freuden theilt
Und ihre Wunden gerne heilt!

Stånd' ich, wie du, öd' und allein,
Umglänzet von der Sonne Schein,
Und lächelte mir hold das Glück:
Mein Loos hielt' ich für Mißgeschick;

Und flehte: „Vater der Natur!
„Ich ehre deiner Güte Spur;
„Doch laß, o laß mich nicht allein
„Der Herold deiner Milde seyn!

„Nein! lieber schließe mir der Tod
„Mein Auge für das Morgenroth.
„Beglückt, o Gott! allein zu seyn,
„Ist mir kein Glück, ist für mich Pein!“

---

2.

## Auf eine Äpfelblüte.

Du schönes Kind der holden Flore!
Du prangst mit Purpur, wie Aurore,
Und mit der Lilje Silberkleid!
Wie labend sind die Balsamdüfte,
Die in die reinen Morgenlüfte
Dein Kelch für Florens Freunde streut!

Und alle deine Schwestern prangen
In gleicher Lieblichkeit, und hangen
Unzählbar an dem schönen Baum,
Wie an dem Flor der Nacht die Sterne,
Wenn sie, in wolkenloser Ferne,
Durchwallt des Himmels weiten Raum.

Doch auch vergänglich, wie Aurore,
Bist du und deine Pracht. Die Hore

Schmückt sich mit dir nur kurze Zeit.
Verwelkt wirst du ein Spiel der Weste
Und deine falben Ueberreste,
Sie predigen Vergänglichkeit!

Doch was verdränget dich vom Aste,
Der dich, wie Gold den Demant, faßte? —
Vom Edlern nur wirst du verdrängt!
Dem goldnen Apfel mußt du weichen! —
Nun bist du, Blüte, mir ein Zeichen,
Das Ruh' in meinen Busen senkt.

Wie du, blüh' ich und werd' erbleichen;
Mein Leben muß dem Tode weichen!
Allein was ist er denn, der Tod? —
„Der Anfang von dem edlern Leben!"
O Psyche! drum mußt du nicht beben,
Wenn er sich naht als Morgenroth!

---

### 3.

### Apotheose.

Der jüngsten Weisen einer sagt:
Die Gottheit denke nicht. Dieß hat Dorant vernommen,

Und er, der sich mit Denken sonst geplagt,
Hat selbigem nun ganz entsagt.
„Wir sollen ja, spricht er, vollkommen,
„Wie Gott, das höchste Wesen, seyn:
„Darum stell' ich das Denken ein."

S**

---

## II.

## Von der Bedeutung des Geistreichen.

---

### Vorwort.

Es fehlt in unsern Tagen zwar nicht an grossen und kleinen Werken, welche über die Kunst selbst, und fast über alle Theile derselben, geschrieben worden sind, und man sollte glauben, es sey alles, was darüber gesagt werden kann, erschöpft; demungeachtet giebt es wenig gründlich belehrende, dem Künstler und Kunstliebhaber gleich interessante Abhandlungen, und es wird dem kunstliebenden Publikum nicht unangenehm seyn, wenn hiermit angezeigt wird, daß der Dresdner Hofmaler, Hr. Vogel, entschlossen ist, ein Werk herauszugeben, das

vielleicht manche belehrende Winke zu geben im Stande seyn dürfte.

Hr. Vogel ist längst als einer der gefühlvollesten und geistreichsten Künstler unter uns bekannt. Die Menschheit in ihrer Knospe, in der schuld- und harmlosen Kinderwelt vorzustellen, ist seinem zarten Pinsel oft schon bis zur Bewunderung gelungen und seine seelenvollen Portraits sprechen es laut aus, daß der tief und zart empfindende Künstler auch die innere Physiognomie, deren mehr oder weniger getreue Abdrücke wir im Menschenantlitz erblicken, zu erfassen wußte. In dem Werke, wovon hier eine Probe geliefert wird, werden die Kenner auch den denkenden und gelehrten Forscher über das Wesen seiner Kunst und alle verwandten Gegenstände nicht verkennen. Mit Sachkunde und Geschmack sind die zahlreichen Beispiele gewählt. Möge das in der Handschrift vollendete Werk die Unterstützung und Aufmunterung finden, die es verdient.

In verschiedenen zwanglosen Heften wird das Werk das enthalten, was die Schönheit in der bildenden Kunst, und die Bedingungen, welche damit zu vereinigen sind, betrifft. Viele Kupfer wer-

den das Gesagte verdeutlichen. Die hier gelieferte Probe hat bloß deswegen gewählt werden müssen, weil dazu keine Kupfer erforderlich sind.

B.

* * *

Es giebt Bedeutungen, wobei man theils durch Vermeidung mancher in Verbindung gesetzter Dinge, die in einem analogischen Mißverhältnisse stehen, theils durch die gehörige Anordnung in örtlichen Bestimmungen, der Analogie gemäß, schicklich seinen Gegenstand darstellen kann.

Die Beobachtung des Schicklichen ist, nach Beschaffenheit der Sache, oft von so großer Wichtigkeit, daß der Verstoß dagegen allgemein auffällt, je nachdem die Sache mehr oder weniger, bei der Verschiedenheit der Gefühle, die das Schickliche in manchen Fällen nicht so leicht auffinden, sich bemerkbar anspricht. Bei alle dem bleibt der Charakter des Schicklichen nichts Relatives, was sich etwa in höherem oder minderem Grade ausdrückte, sondern etwas Absolutes; deswegen hat die zu treffende Anordnung des Schicklichen das Eigene, daß wir voraussetzen, es müsse so seyn, und nur durch vorkommende Verstöße gegen das Schickliche erwacht

gleichsam in uns erst die Bemerkung, wie der Gegenstand genommen werden müsse.

Diejenigen Bedeutungen, die sich auf die Nachahmung beziehen, können nur nach dem Talent und Genie des Künstlers mehr oder weniger glücklich erreicht werden. Betreffen diese Bedeutungen den Menschen in seinem geistigen Wirken, so gehören sie in die Sphäre des Geistreichen. Sonach werden sich also diese Bedeutungen auf den Hauptgedanken und den treffenden Ausdruck der Personen zu beziehen haben, so, daß sie als Wesen, mit Seele begabt, sich darstellen, und dadurch den Geist des Beschauers ansprechen, oder ihn den Ausdruck des Kunstwerks fühlen lassen. Die Hauptsache bei dem Geistreichen ist, daß irgend eine Sache, besonders aber ein glücklich gewählter Gedanke, auf eine freie, treffende, oft frappante Art dargestellt werde. Dieses Geistreiche offenbart sich dann auf mancherlei Weise, bald im mindern, bald im stärkern Grade. So zeigt es sich schon durch glücklich gewählte Stellung, oder treffenden Ausdruck in Köpfen. Es wird z. B. der Geist bei einer dargestellten ganzen Figur oder Kniestück verloren gehen, wenn man die Verlegenheit des Malers sieht, die Glieder gehörig zu

legen, so, daß das Portrait als gezwungen gestellt aussieht. Er hat also dahin zu streben, daß die Anordnung bei den Stellungen, sowohl für die Schönheit, als für die Bedeutungen, nicht als gesucht erscheine; denn auch bei einer ruhigen, unbedeutend scheinenden Stellung, giebt die Natur Merkmale, die auf eine gewisse Thätigkeit und Stimmung der Seele hindeuten, welche der Maler abzulauschen trachten muß.

So wie der Fehler des gezwungen Gestellten durch Mangel an Ausdruck bemerkbar werden kann, so kann das auch durch affektirte Uebertreibung geschehen, wo der Hauptpunkt, statt herausgehoben zu seyn, verfehlt ist, und die Nebenpunkte grell hervorstechen. Eine solche gesuchte Deutlichkeit ist ekelhaft, und der Künstler scheint hier bloß für eine rohe, unkultivirte Menschenklasse gearbeitet zu haben.

Es ist aber auf der andern Seite nicht genug, daß die Stellungen das, was sie ausdrücken sollen, errathen lassen und andeuten, sondern die Seele muß in der angegebenen Form selbst zu liegen scheinen, z. B. wenn durch einen gewissen Ausdruck eine Empfindung im Gesichte dargestellt werden soll, so

muß die Empfindung, oder der leidenschaftliche Ausdruck, nicht bloß an den bemerkbarsten Theilen sichtbar werden, sondern auch noch an den Theilen, wo die Wirkung der Empfindung sich zu verlieren scheint. Da diese genaue Zusammenstimmung eine solche Darstellung schwierig macht, so hat der Künstler jene feinen Nüanzen wohl zu studiren, denn durch Mangel an gehöriger Auffassung jener Feinheiten kann leicht etwas Fremdartiges in die Vorstellung gebracht, und dadurch der eingreifende Eindruck in das Gemüthe des Beschauenden verhindert werden. Doch nicht bloß in der Sache, sondern auch in Gedanken kann das Geistreiche herrschen, es muß das Genie des Künstlers aus denselben hervorgehen. Eine lebhafte geläuterte Phantasie muß ihm Ideen zuführen, die in seine Darstellungen Leben, Interesse, Ueberraschung und treffende Bedeutsamkeit bringen. Dies geschieht aber nicht durch Ueberladung und ängstliches Haschen nach Gesuchtem und Nebendingen, vielmehr trägt es dazu bei, dem vielleicht schon daseyenden glücklichen Gedanken sein Interesse zu stören. Hat daher der Maler einen solchen glücklichen Gedanken, der ihm bedeutende Merkmale liefert, die zuweilen in leblosen Nebenobjekten bestehen, welche den Gedanken deutlich machen, so muß er dahin sehen, daß er, bei der Anordnung dieser

Objekte, auch für die Schönheit mit diesem Stoffe auslange, um geistreich bleiben zu können, *) ohne deswegen zu mehrern unnützen Objekten seine Zuflucht zu nehmen, welche zur Heraushebung des Gedankens nichts beitragen, (ob sie schon an sich bei der Sache nicht unschicklich sind,) vielmehr als unnöthige Auswässerung ihm seine imponirende Stärke benehmen.

Gewisse Darstellungen eignen sich gar nicht für die Sphäre des Geistreichen. So würde ein Chor musicirender Personen, auf einem Gemälde vorgestellt, weder ein malerischer, noch geistreicher Gegenstand seyn. Bei einem schönen Concert findet nur das Ohr, aber nicht das Auge seine Rechnung. Es drückt da jede Stellung gleichen ängstlichen Zwang und Anstrengung aus, und giebt keine Mannichfaltigkeit im Ausdrucke, welcher die verschiedenen Gemüthszustände der Personen andeutete. In Verknüpfung mit andern Handlungen und Lagen, welche dergleichen Vorstellungen für eine gewisse Bedeutung beigefügt sind, z. B. bei einem feierlichen

*) Zu einer solchen Ueberhäufung werden Maler veranlaßt, wenn sie gewisse Winkel und Räume dadurch modificiren wollen.

Aufzuge, oder, wie Raphael die heilige Cäcilia vorstellt, als solche die Musik der himmlischen Chöre vernimmt, leidet dieß seine Einschränkung, da solche musicirende Personen, in malerischer Rücksicht, dann nicht den Hauptpunkt im Bilde ausmachen. *)

*) Bei musicirenden Engeln drängt sich hier die Bemerkung auf, daß, außer dem Frostigen der Handlung, auch noch eine Störung für die idealische Illusion erfolgt, indem sie mit unsern üblichen, verfeinerten und vervollkommneten musikalischen Instrumenten versehen werden müssen, und dadurch Ideen in Anregung gebracht werden, die unsere jetzige Welt in ihren Sitten und Gebräuchen mit dem Wesen jener idealischen Welt in heterogene Verbindung setzt. (Dieß geschieht wenn man Engeln Violinen, Flöten u. dergl. zu einem Concerte geben muß.) Raphael hat bei dem Gemälde der heiligen Cäcilia musikalische Instrumente anzubringen vermieden, da er ein singendes Chor vorgestellt hat. Für idealische Vorstellungen aus der Mythologie und dem arkadischen Hirtenleben, wo die Leier, das Tympanum, die zweiröhrige Opfer- und die siebenröhrige Hirtenflöte können gebraucht werden, bewirken solche Instrumente keine Störung für die idealische Illusion, und in solchen Vorstellungen würde es unschicklich seyn, wenn man unsere jetzt üblichen Instrumente anbringen wollte.

Hingegen bei einzelnen auf Instrumenten spielenden Personen wird erfordert, daß sich das malerische Interesse mit der spielenden Person selbst gehörig vereinige. Z. B. wenn ein junger Mensch Unterricht auf einem Instrumente erhält, wie unter den herkulanischen Gemälden Achilles vom Chiron auf der Leier, und der junge Olympus vom Pan auf der Flöte unterwiesen, vorgestellt sind, so werden diese spielenden Personen nicht sowohl als solche, sondern durch die dabei ins Auge fallenden, bedeutenden Eigenheiten, auf der einen Seite die Unwissenheit, das ungeschickte Benehmen, auf der andern das Bestreben der Belehrung und Zurechtweisung, interessant.

Auf eine andere Weise kann ein Bettelmusikant vor der Thüre einer Bauerhütte durch das

Es ist daher wohl nicht zu entschuldigen, daß Raphael den Apoll auf dem Parnaß auf einer Geige spielen läßt; wiewohl das Auffallende dabei durch die von der jetzt üblichen Art etwas abweichende Form noch gemildert wird. Es wird übrigens als ein Vortheil für die bildende Kunst angesehen werden müssen, daß jene angegebenen idealischen Instrumente, für unsere Zeiten nicht anwendbar, jenen idealischen Zeiten als Heiligthum gelassen werden.

Charakteristische seiner komischen Aussenseite Interesse für das Auge bekommen; schwieriger aber würde dieses bei einem ernsthaft spielenden Herrn erreicht werden, wo nur ein glücklich gefundener Moment einer gewissen Gemüthsstimmung für das Auge expressiv gemacht, Interesse herbeiführen könnte.

Diese Schwierigkeiten fallen leicht weg, sobald wir uns durch die spielende Person in eine idealische Welt versetzt sehen. Wird z. B. ein Schäfer auf einer Hirtenflöte spielend vorgestellt, so gewinnt diese trockene Handlung dadurch, daß durch dieses Instrument uns die Phantasie in jene idealische Welt führt, wo Unschuld und reine Sitten an ungekünstelte und unverdorbene Menschen erinnern — ein Gedanke, bei dem die Phantasie gern verweilt — von dieser Seite genommen, wird das Gemüth des Beschauers angenehm beschäftigt.

So wie vorgestellte musicirende Personen, ohne weitere Beziehung auf eine Bedeutung, ein frostiges Ansehen gewähren, eben so ist es auch mit Personen, die als schlafend oder lesend vorgestellt werden, wenn nicht was Bedeutendes für das Auge sich darbietet, wodurch ein Gedankenspiel bei dem Beschauer erregt werden kann. Glücklich hat hier

in letzterer Rücksicht Reinolds einer lesenden Figur in malerischer Hinsicht viel Leben und Interesse zu geben gewußt. Es ist eine Mannsperson, die nicht sowohl liest, als vielmehr etwas in einem Büchelchen ämsig aufsucht, und durch die Einzeichnung verschiedener Stellen mit den eingelegten Fingern eine Vergleichung oder Vereinigung derselben bemerkbar macht. Dabei hält die Figur, der Kurzsichtigkeit wegen, das Büchelchen ganz nahe ans Gesicht, wodurch das Portrait sehr charakteristisch wird, und viel Bedeutung, Geist und Leben bekommt.

Eben dasselbe ist auch bei einzelnen Figuren zu bemerken, die sich in einer deklamirenden Stellung zeigen, z. B. wenn auf diese Art Ariadne auf Naxos mit ausgebreiteten Armen vorgestellt wird, so bekommt sie in dieser Stellung einen eben so wenig sagenden Ausdruck, als eine lesende Figur.*) In dem angeführten Beispiele würde ein anderer Moment zu wählen seyn, da hier die Worte, die sie zu sprechen

*) Es läßt überhaupt einen üblen Eindruck zurück, wenn eine Figur, oder eine Gruppe im Ganzen, durch Wendungen und Stellungen der Personen beim ersten Blick etwas sehr Bedeutsames zu finden, einladet, und man sich getäuscht sieht.

scheint, von uns nicht gehört werden, und sonach eine bezeichnende Stellung erfordern, wenn nicht der Ausdruck undeutlich und unbestimmt bleiben soll. So würde eine Hand vor das Gesicht in einer rührenden Stellung, und die andere nach dem Schiffe ausgestreckt, mehr Bedeutung für das Auge ausdrücken. Auch werden dann die Worte, die wir sie sprechen lassen wollen, durch eine solche Stellung sicherer und der Gemüthsstimmung entsprechender bezeichnet, und nicht wie bei der bloß deklamirenden Stellung ins Blaue hinein unbestimmt gelassen. Anders ist es schon mit einer solchen Stellung, wenn noch eine andere Figur dabei steht, alsdann kann diese wieder bedeutungsvoller werden, und der Gegenstand eine größere Deutlichkeit erhalten, z. B. wenn ein weinender Kupido mit zerbrochenen Pfeilen und Bogen hinzugefügt wird.

Vieles muß also, nach den gegebenen Winken, ganz eigen behandelt werden, wenn es nicht für die Sphäre des Geistreichen verloren gehen soll. So ist es auch mit der Anlegung vereinigter Gruppen in Rücksicht der Bedeutung des Ausdrucks in den Handlungen. Soll dies nicht außer der Sphäre des Geistreichen liegen, so müssen viele von den dargestellten Figuren in einem Gemälde nach ihren Bedeutun-

deutungen abwechselnd erscheinen, und also nach Beschaffenheit mehr oder weniger mancherlei Situationen, Gemüthsstimmungen, die auf den Hauptgedanken hinwirken, ausgedrückt werden. Man sehe in dieser Hinsicht ein gut gerathenes Blatt von Le Brün, die eherne Schlange in der Wüste vorstellend. Das Gemüth des Beschauers wird hier auf mancherlei Art von der bedeutenden Seite afficirt und in das Interesse der vorgestellten Figuren gezogen. Das Gegentheil würde erfolgen, wenn fast alle Personen auf ähnliche Art nur mit Schlangen umwickelt vo gestellt würden. Bei einer Menge Figuren, (die ohnedem nicht selten mehr nachtheili als vortheilhaft wirken,) muß nicht in jeder eine und die nämliche Sache, sey es auch auf verschiedene Weise, angebracht, sondern versch edene Handlungen in interessanten Momenten gefaßt werden. Noch ein Beispiel von guter und mittelmäßiger Erfindung giebt die Geschichte, wie aus dem Felsen in der Wüste Wasser fließt. Wenig gedankenreich wäre ein Gemälde, wo eine Menge Figuren ohne Unterschied mit Trinken beschäftigt wären, wenn man sie gleich nach allen Ansichten und Stellungen des Körpers darstellte. Raphael hat mit wenigen Figuren diesen Gegenstand behandelt, und die Gruppe aus den vornehmsten Personen, als Moses, Myr-

jam, Aaron und einigen Aeltesten bestehen lassen, und zugleich den Hauptgedanken gut gewählt, da er das Wunder selbst und nicht das Trinken, welches überhaupt weniger Interesse geben würde, zum Gegenstande seiner Darstellung machte.

Eine besonders vortheilhafte Wirkung bringen geistvoll angebrachte Einfälle bei der Darstellung historischer Süjets hervor, wozu gehört, daß nicht immer bei historischen Gegenständen die Thathandlung, die der Maler vorstellen will, so zu nehmen ist, wie sie wörtlich in der Geschichte erzählt wird, sondern daß er sie mit malerischer Dichtung bearbeitet, und den gefaßten Moment mit einer höhern Vollständigkeit, als der Text enthält, ausführt. Raphael und Poussin haben hierinnen ihren genialischen Geist glücklich gezeigt. Man erinnere sich des Blatts, wo Raphael den Moment darstellt: wie Petrus Christo nachfolget. Das Schiff, in welchem sie sich entfernen, ist im Mittelgrunde angebracht. Im Vordergrunde am Ufer sitzen traurende, weinende Figuren, Weiber, Kinder, in rührenden Gruppen — wodurch Raphael auf jene Stelle der Schrift deutet, wo es heißt: wir haben alles verlassen und sind dir nachgefolget — eine Zusammenstellung, die einen tiefen, sentimentalischen Ein-

druck hervorbringt, der durch eine gewisse religiöse Hoheit bezaubert.

Eine ähnliche glückliche Dichtung zeigt sich auf einem andern Blatte Raphaels, wo Bathseba badend auf einem Balkon vorgestellt, und unten die Straße mit in den Krieg ziehenden Soldaten angefüllt ist, durch welchen sinnreichen Einfall jene Idee in Anregung gebracht wird, die Beziehung auf das nachherige Schicksal des Urias hat.

Eine andere Nüanzirung des Geistreichen entwickelt sich durch die in die Geschichte verwebte glückliche Darstellung allegorischer Figuren. Dieß findet man z. B. bei Poussin in seinem Coriolan, welcher das Schwerdt gegen das personificirte Rom zieht, indeß seine Familie, auf den Knieen liegend, ihn von seinem Vorhaben abzubringen sucht. Stünde Rom hier nicht personificirt vor ihm, zu dessen Füssen das Glück Roms allegorisch vorgestellt liegt, so hätte der Maler den Coriolan nicht in der hier so bedeutenden Stellung sein Schwerdt ziehen lassen, und das bittende Zurückhalten der Seinigen nicht so anschaulich ausgedrückt werden können. Das ganze erhält dadurch eine so reine Expression des Geschichtsfaktums, daß keine Darstellung einer ähnlichen Ge-

schichte damit verwechselt werden kann. Trüge aber eine solche Verwebung der Allegorie nichts zur Verdeutlichung und zum vortheilhaften Ausdruck des Hauptgedankens der Geschichte bei, so könnte sie mehr als Fehler angesehen werden.

Diese in jenem letztern Beispiele vorkommenden allegorischen Figuren führen, wo sie sich von ihrer geistreichen Seite zeigen sollen, auf einige allgemeine Bemerkungen überhaupt. Wenn Gedanken durch allegorische Figuren ausgedrückt werden sollen, so müssen solche mit strenger Wahl gebraucht werden; denn viele sind für einen Künstler gar nicht brauchbar, theils wenn sich solche in zu große Dunkelheit verlieren, theils wenn dabei nicht auch für den Ausdruck in malerischer Hinsicht gesorgt ist. *) Auf der andern Seite aber darf auch der Gedanke, ohne eben räthselhaft zu werden, in seinem Sinnreichen, weder durch Ueberladung, noch durch Alltäglichkeit gestört werden; vielmehr muß mit wenigem, sowohl malerischem, als gelehrtem Aufwande, ein treffender Gedanke nur berührt und so der Einbildungskraft ein reiches Feld eröffnet werden; denn

*) Die von Romeyn der Hooghe sind fast durchgängig als geschmackwidrig zu verwerfen.

über der lästigen Auflösung, wozu eine überhäufte Aufeinanderfolge von allegorischen Ideen auffordert, und das Nachdenken, fast wie bei einer Charade, zu sehr spannt, und auf zu vielerlei führt, geht der Eindruck des Kunstwerks in seinem schönen Sinneneindrucke verloren, oder entwischt gleichsam dem Beschauer, der dann nicht selten die Auflösung verdrießlich aufgiebt.

Die Allegorie läßt sich übrigens wohl noch glücklicher bei der Geschichte anwenden, als wenn sie isolirt erscheint. Ein Gemälde, das nur aus allegorischen Figuren besteht, bekommt leicht einen todten Ausdruck, weil sie mehr als abstrakte Begriffsdarstellung und sonach als bloße Worte, gleichsam wie Statisten, zusammengestellt erscheinen, und nicht als in die Darstellung verflochtene, thätige Wesen, die hier, wo sie die Hauptfiguren ausmachen, leicht ohne Interesse bleiben.

Ueberhaupt wird die Anwendung allegorischer Figuren glücklicher, wenn dazu aus der Mythologie Figuren gebraucht werden können, z. B. zur Bezeichnung der Liebe die Venus, zur Weisheit die Minerva u. s. w., die den Gedanken an allegorische Statisten entfernen, da man sich dieselben als wirk-

lich existirende Wesen denkt, und durch jene die Idee von ihrer Existenz schon einen lebendigern Ausdruck erhält, als wenn z. B. der Glaube, die Hoffnung u. a. m. bloß personificirt werden.

In mythologischen Darstellungen allegorische Figuren einzuweben, findet keinen Anstoß, da sie jenen Dichtungen harmonisch entsprechen; in der wirklichen Geschichte gestattet sie nur die malerische Freiheit, die das Interesse eines Kunststücks zu heben die Absicht hat. So hat z. B. Raphael den Fluß Jordan, durch welchen die Kinder Israel ziehen, personificirt, in der Stellung, wie er die Wellen zurückhält, oder wie Poussin in seinem Coriolan sich der allegorischen Figuren glücklich bedient, wie oben berührt worden.

Der Glaube der Alten, der Wälder, Flüsse, Bäche, Quellen mit Wesen belebt, und da herrschend und wohnend dachte, ist für die Phantasie des Dichters sowohl, als des Malers, eine reiche Quelle glücklicher Gedanken. So kann ein schattiger, Melancholie einflößender Bach, durch eine Najade mit einem Kruge, auf ihren Arm gestützt, und mit niedergeschlagenem, traurigem Blick, von einem Strauche oder Baume beschattet, malerisch dichterisch vorge=

stellt werden. Ein solcher Ausdruck in der Stellung flößt uns die nämlichen Empfindungen ein, welche die Natur bei jenem Gegenstande in uns erregt, und die allegorische Darstellung gefällt, weil sie, dem Gefühle nach, deutlich ist, ohne daß der Verstand sich der Deutung bewußt zu seyn nöthig hat.

Es giebt Beschaffenheiten und Begebenheiten der Natur, als: Vergänglichkeit, Tod und Verwesung, die, nach einem nothwendigen Naturgesetze, das Loos aller Menschen sind; bei deren Erinnerung aber unser Geist Widerwillen und Grauen empfindet. Diese Beschaffenheiten und Ereignisse mit traurigen Zeichen allegorisch kennbar zu machen, z. B. den Tod als Skelet, mit Sense und Stundenglas,*) läßt uns nichts als das Widrige und Schreckhafte fühlen. **) Man weiß, wie die Alten ihn vorstellten.

*) Das Stundenglas, als Erinnerung an die Zeit, für sich und an unsere damit verbundene Wandelbarkeit, hat überhaupt in sich seine bedenkliche Seite.

**) Die Zeichen, die man allegorischen Figuren beilegt, müssen überhaupt nicht widrige Dinge vorstellen, und zugleich müssen solche im Raume der Schönheit empfänglich seyn. Ein vorgestelltes

Eine ähnliche gute Vorstellung brauchten sie für den Tod eines jungen Menschen, der in der Blüthe seines Lebens stirbt, indem sie ihn vorstellten, wie ihn Aurora entführt. Eine sanft sträubende Stellung, wie Annibal Caracci jenen Jüngling von der ihn umfassenden Aurora rauben läßt, wird hier Bedeutung und Interesse vermehren. Ein solches Bild setzt unsere Seele in eine angenehme, sanfte, melancholische Stimmung, wobei eine Menge Ideen erregt werden, die das Widrige verwischen. Hierinnen liegt auch die Ursache, warum die Griechen junge Leute des Morgens zu begraben pflegten. So ist die Erklärung wenigstens interessanter, als wenn sie umgekehrt gegeben wird.

Die Begebenheit des Todes wird auf Monumenten durch eine umgekehrte Fackel zwar sehr treffend und nach keinem übeln Zeichen ausgedrückt,

Herz, eine verwelkte und verdorrte Blume, sind Gegenstände, die einem guten Geschmack höchst unangenehm auffallen. Hingegen eine sich entblätternde Rose macht durch die zufällige Gruppirung der Theile zu einander einen schönen Gegenstand für die bildende Kunst, und die Bedeutung der Vergänglichkeit wird dadurch sehr im Hintergrunde gehalten.

und der Gedanke ist mit so vieler Feinheit (Delikatesse,) als er deren empfänglich seyn kann, vorgetragen. Allein dieses Bild bezeichnet, wenn man es reducirt, doch nur das Unangenehme, und führt allemal in der Einbildungskraft auf den entseelten Leichnam, Verwesung, und was dem anhängig ist, zurück. Dies erregt wohl bei allen Menschen, mehr oder weniger, Grauen, und versetzt das Gemüth in eine unangenehme Traurigkeit, indem wir dadurch zu lebhaft an die allgemeine Sterblichkeit, der auch wir uns hierbei unterworfen fühlen, erinnert werden. *) Ueberhaupt scheinen mir schon Gedanken der Art für die bildende Kunst minder angemessen zu seyn, sowohl weil sie nicht, wie bei dem Dichter, Ideen auf Ideen folgen läßt, sondern nur eine fixirte Idee festhält, als auch, weil dabei das Gemüth für den Sinneneindruck des Kunstwerks verstimmt wird, das doch vermittelst des dadurch

*) Obige Bemerkung gilt hauptsächlich der natürlichen Todesart; bei Vorstellungen gewaltsamer Todesarten, die der Mensch nicht als nothwendig zu fürchten hat, wird er schon mehr vom Gefühl eigner Sterblichkeit abgezogen, und stärker auf das Interesse der dabei sich äußernden Leidenschaften geleitet.

erzeugten Gefühls des Schönen gleichsam eine stärkende Nahrung des Lebensgenusses ausmacht.

Besser wird die Begebenheit des Todes durch das Bild eines Schmetterlings dargestellt, weil es die widrige Vorstellung der körperlichen Auflösung ganz übergeht, und unsern Geist auf freundlichere Gedanken leitet. Geschieht die Wahl der darzustellenden Gedanken nach den bisher angedeuteten Gesichtspunkten, so wird die Bedeutung des Geistreichen sich offenbaren.

Zu dem Geiste in Kunstwerken gehörig, dürfte folgende Bemerkung hier eine Stelle verdienen, daß nämlich die Nebensachen gegen die Hauptsachen selbst in der Ausführung nach Verhältnissen weniger hervorgehoben, gleichsam nachlässiger behandelt werden müssen. Bei einer Skizze, wo nur der erste Gedanke ausgedrückt wird, findet sich die geringere Aufmerksamkeit auf Nebensachen in der Regel von selbst ein. Es hat seine eigene Schwierigkeit, den Geist, der sich in der Skizze ausdrückt, bei einer mühsamen Ausführung nicht zu verlieren. Der Künstler wird nämlich nur zu leicht matt, und verweilt dann zu lang auf der Oberfläche des Gemäldes, um diese dem Auge schmeichelhaft zu machen,

wenn er sich bestrebt, sowohl den ersten Hauptgedanken, als auch das concentrirte Bedeutsame, sich immer gegenwärtig zu erhalten. Das verstand unter andern Miris, van der Werf und Carlo Dolci nicht. Sie haben den Geist bei ihrer sorgfältigen Darstellung, und überdies noch die mannichfaltige Behandlung des Pinsels verloren. Bei Carlo Dolci insonderheit ist Fleisch, Gewand, Grund, alles auf dem ganzen Gemälde mit gleicher Aengstlichkeit und Leerheit traktirt. Durch diese Gleichförmigkeit, die das Gemälde sogleich in seiner Armuth so ganz deutlich durchschauen läßt, weil nichts locker und in schwebenden Tinten gehalten wird, findet die Phantasie keinen weitern Spielraum für mehrfache Ansichten. Dies lassen uns vornehmlich jene großen Meister der niederländischen Schule, und so auch Correggio in seinem markichten und mannichfaltigen Pinsel, mit seinen an gehörigen Stellen gleichsam nur angehauchten Tinten bemerken. So sehr verschieden auf diese Art die Behandlung eines Correggio und eines Carlo Dolci ausfällt, so können doch bei Nichtkennern und Ungeübten beide Arten für einen Charakter gehalten werden.

---

# III.

## Schluß- und Grundstein.

(Ein Mährchen. *)

---

Wo finden wir unsern Schlußstein? rief der Khan. Das harte, das grausame Orakel! Es macht mir das Leben recht sauer.

Wenn deine Hoheit mir eine Betrachtung vergönnen will —

Was Betrachtung! dabei kommt mir nichts heraus: Steine brauchen wir, und keine Ideen.

Aber das Orakel —

Gedankenjagd und Schwierigkeitshetze, das ist dein Lieblingswesen, mein guter Ali, ich weis schon — Thu' mir aber jetzt zum ersten Male in deinem Leben den Gefallen, nichts zu denken und alles für leicht zu halten. Die Geschäfte sind an sich schon den Quadern ähnlich, man muß sie nur

*) Aus dem zu Ostern 1807 bei Montag und Weiß in Regensburg erscheinenden: Titania oder Reich der Mährchen. V. d. Verf. d. goldn. Kalb's.

fortzubringen suchen, nicht erst mit saurer Mühe neues Blei auf die alte Last laden.

Der Khan erhitzte sich, und sprach etwas laut. Das war das gewöhnliche Zeichen für seine schöne Mirmi, aus dem Nebengemach hervor zu treten. Lieber Herr! was ist Dir? fragte sie freundlich, indem sie einen zärtlichen Kuß auf seine, so durch sanfte Gewalt geschlossenen Lippen drückte, und die brennende Wange mit weicher Hand streichelte.

Ach! rief der Khan verdrüßlich, wie er sich aus den milden Fesseln los gemacht hatte, da ist unser neuer Moskeebau und ein gar arges Orakel, und über alles des Ali's Bedenklichkeit, die mir im Kopfe herumspuken!

Darf — sie fragte mit der süßesten Stimme von der Welt — darf die treue Mirmi davon etwas erfahren?

Der Khan nickte, und Ali sprach: du weißt, schönste der Schönen, daß die alte Moskee, Allah sey es geklagt! den Einsturz droht. Ein uraltes Orakel hat aber gesagt: Nie darf Gulu's Moskee einstürzen, sonst fällt Gulu ihr in den Abgrund — nach. Darum hatten Deiner Hoheit erlauchte Ahnen von den grauesten Zeiten des herrlichen Gulu's an, bis zu den neuesten den hochlöblichen Grund-

saß, immer bei'm ersten Risse, welcher sich in dem heiligen Gebäude hervor that, schon an ein anderes Hand zu legen, und so allmählich es zu vollenden, daß Khan und Volk den großen Allah darin anbeten konnten, wie der Einsturz vor der Thüre war; dann wurde die gebrechliche Moskee mit gebührender Ehrfurcht abgetragen, und jeder ihrer Steine als eine Reliquie in den eigends dazu errichteten Vorrathshäusern bewahrt, um beim nächsten Hauptsprung wieder in die Nachfolgerin des jetzt neuen Tempels verarbeitet zu werden. Auf solche wahrhaft vortreffliche Weise fand sich der Spruch des Orakels jederzeit erfüllt, die Gefahr vermieden, das Heiligthum unverletzt, die Andacht der Gläubigen nimmer unterbrochen, und ein stets bereiter, des hohen Zwecks würdiger Stoff zum Bauen. Nur Grund- und Schlußstein durften, vermöge eines zweiten Orakels, nie aus dem alten Vorrath genommen werden.

Und warum nicht?

Die Ursache dieser Verfügung behielt das Orakel sich zur ausschließlichen Wissenschaft vor, und legte uns nur, bei abermaliger Gefahr des Untergangs von Gulu die treueste Befolgung einer zweiten Vorschrift auf. So oft die Rede vom neuen

Bau entstand, mußten dreimal drei schuldlose Jungfrauen mit eben so viel schuldlosen Jünglingen dreimal drei Monden am Umkreis des Landes hinzieh'n, in Seelenfreundschaft vereint scherzen, lachen, spielen und — Schluß- und Grundstein suchen, schuldlos wiederkehren, und — dann fehlte es niemals, daß nicht bei ihrem feierlichen Heimzug die beiden wichtigsten Erfordernisse ganz fertig an der neuen Baustätte lagen, ohne daß ein Mensch wußte, wie sie dahin gekommen waren: oben der Schlußstein, unter der Erde der Grundstein.

Sonderbar genug! Warum weiß ich dann von allem diesem nichts?

Weil Niemand es weiß, als der Khan und seine vertrautesten Diener; weil es ein Staatsgeheimniß ist, daß ich dir hier unter dem Siegel der heiligsten Verschwiegenheit offenbare. Der Verlust des Kopfes steht darauf, setzte er lächelnd — warnend hinzu.

Daß der Khan und seine Vertrauteste den ihrigen schon verloren, obgleich etwas kopfähnliches zwischen ihren Schultern wankt, das sehe ich, dachte Mirmi leise, und fragte laut mit einigem Erstaunen: Wie! die dreimal drei Mädchen und Jünglinge wußten selbst nicht, daß —

Sie schuldlos waren? Wären sie es dann noch mit voller Sicherheit gewesen?

Die schöne Mirmi erröthete. — Erzähle nur fort, guter Ali, sprach sie.

Nun ist wirklich unsere Moskee so baufällig geworden, daß wir kaum hoffen dürfen, die dreimal drei Monden ohne Einsturz zu überleben. Gleich auf den ersten Riß, den man unverweilt einberichtete, folgte der zweite, dritte, vierte. Der Mufti und alle Diener Allah's waren vor Schrecken außer sich. Mit Feuereifer betrieb man die Anstalten, betreibt sie noch, aber! — denke dir das Unglück!

Nun? fragte die wieder erröthende Mirmi ahnend.

Wir bringen die dreimal drei Mädchen und Jünglinge nicht zusammen, welche suchen sollen —

Wie! da sie doch — — —

Die Bedingniß nicht wissen, meinst du?

Du erklärst mein Stillschweigen sonderbar genug. Doch — die Zeit ist kostbar — fahre nur fort.

Eben darin liegt, wie uns nun klar wird, die geheime Kraft des Orakels, daß auch ohne Kennt-

niß

niß des verborgnen Werthes, welcher in der Schuldlosigkeit liegt, die Schuld es nicht wagt, sich zu dem räthselhaften Berufe zu drängen. Unterdessen wird die Gefahr täglich größer, beinahe jeden Tag brechen und bersten die Gewölbe der Moskee, der Mufti und seine Collegen knieen sich wund, und beten sich heiser, und der Augenblick scheint mit schrecklicher Unvermeidlichkeit zu nahen, da sie einstürzen, und das schöne blühende Gulu in den Abgrund begraben wird.

Mirmi sann nach; Ali zog die finstersten Ministersfalten, welche noch je auf einer krausen Exzellenzstirn erschienen, und der Khan fragte rasch: Nun, weißt du Rath, Mirmi?

Sie sann immer nach.

Es ist nicht genug damit, fuhr der Khan lebhafter fort, daß man die Staatsgeheimnisse ausfragt, man muß auch Kummer und Arbeit theilen.

Eben damit bin ich in Gedanken beschäftigt, Herr;

Auch du? schrie er verdrüßlich — verdammte Gedanken! den Schlußstein will ich haben, und damit gut!

Du bist mir einen Umstand schuldig geblieben, weiser Ali, erinnerte Mirmi freundlich.

Daß ich nicht wüßte! Ich pflege sonst umständlich zu referiren!

Das weiß Allah! seufzte der Khan.

Welches Orakel gab den ersten Ausspruch? Welches den zweiten?

Bestürzt flüsterte Ali: du hast diesmal Recht; ich berührte das nicht. Theils war mir die ganze Sache so bekannt, theils mag die Seltenheit, einer Dame in Geschäften Vortrag zu machen, dazu beigetragen haben.

Es hängt nur von dir ab, dir darin mehr Geläufigkeit zu erwerben; mein bester Rath soll dir immer zu Befehl stehen.

Mirmi's Frage zeugt von hohem Geist und Blick, rief der Khan. Ja! es ist beschlossen — sie soll wirkliches, beständiges Mitglied meines geheimen Rathes seyn.

Ali biß sich die Lippen; Mirmi drückte die ihrige auf die des Khan's, und dieser fand, sie referire ungleich schöner, als Ali, aber leider! auch viel kürzer.

Du sollst dies Merkmal deines Vertrauens nicht bereuen, Herr! sagte Mirmi innig zum Khan, und wandte sich dann in allem Ernste der geheimen Räthin an Ali mit ihrer vorigen Frage.

Je nun, murrte der Minister etwas verdrüßlich, beide Orakel kamen aus einer Quelle.

Jetzt weiß Mirmi, was sie will! rief der Khan halb ärgerlich, halb lachend. Lasse dich doch nicht so um kurze und deutliche Antworten quälen, mein bester Ali!

Er wird sagen, Herr, versetzte Mirmi viel freundlicher, als vorher, das seyen die Meisterstücke unter den Antworten, und — er hat Recht. Die Schuld kann auch an meinen zu sehr vereinzelnden Fragen liegen: ob mir gleich der Reichthum unseres in jeder Rücksicht herrlichen Landes Gulu an Orakeln zu Statten kömmt. Indessen will ich es doch versuchen, auf gut Glück zu errathen.

Hm! Hm!

Hm! Hm!

Auf sol ein Doppelräuspern männlicher Bedenklichkeit hat ein armes schwaches Weib freilich keine andere Hülfe, als schnellen Entschluß. War es nicht das Orakel des Zauberers Zikzak?

Getroffen! schrie der Khan vor froher Ueberraschung in die Hände klatschend.

In der That! flüsterte Ali, vor geheimer Aergerlichkeit bitterlich die Hände reibend.

Hab' ich's?

Du hast's, liebe Mirmi — sey nur getrost. O wie bin ich so froh, dich zur geheimen Räthin gemacht zu haben! Dein erster Blick faßt unsere Geheimnisse vom Boden auf, als wären es Goldflittern, und sie sind doch eitel Juwelen. Gestehe nur Ali, daß du nicht deutlicher seyn wolltest, und bekenne zugleich deine Kunst als verloren.

Ali arbeitete an der Verschmelzung einer Entschuldigung für den Khan mit einem Komplimente für Mirmi. Schönste der Schönen, begann er. —

Langsamster der Langsamsten, unterbrach ihn die spöttelnde Mirmi — lass' es gut seyn, und höre, mit der Erlaubniß Seiner Hoheit meinem Einfalle zu. —

Allah sey Dank! sagte der entzückte Khan, daß er geschwinder war als der Einsturz der Moskee! Nun, liebe Mirmi?

Ich habe, sprach Mirmi, alle Ehrfurcht vor dem erhab'nen Zauberer Zikzak, seine Gewalt ist groß, zahlreich, wie der Sand am Meere, sind die Schaaren seiner Verehrer, auch ich und manche meiner Schwestern, wir haben ihn oft mit gutem Erfolg um Rath gefragt, und er hat es uns wenigstens nicht übel genommen, wenn wir auch nicht immer thaten, was er uns hieß. Es ist ein gutes, stilles, sanftes Männchen, mit langem weißen Barte, und etwas angelaufenen Füßen, die ihn am Laufen hindern, auf welchen er aber ganz päßlich, wiewohl langsam fortschlendert, denn er liebt die weiten Promenaden sehr, nur muß er sich alle zweihundert Schritte bequem niedersetzen können. Auf Vorsicht hält er alles, die Uebereilung haßt er tödtlich, ist immer von dicken Büchern verschanzt, als fürchte er nie genug zu lesen, und zu schnell zu hören und aufzustehen; nie kömmt er zu früh, doch oft zu späte, und selten zu gehöriger Zeit an. Aus Furcht, den rechten Weg zu verfehlen, macht er sich auf zehn unrechte, oder bleibt im Zweifel sitzen; seinen bloßen Augen traut er nie, dagegen hat er das prächtigste reichste Kabinet von Teleskopen. —

Du kennst ihn aber, rief der erstaunte Khan, als wärst du seine Busenfreundin!

Und doch zeigt er sich nur äußerst selten Damenaugen, — setzte Ali nachdrücklich hinzu.

War er doch, erwiederte Mirmi, ein vertrauter Freund meines Vaters, welcher so lange Jahre das Glück hatte, bei Seiner Hoheit glorwürdigsten Herrn Großvater erster Wessir zu seyn. —

Ja! es war ein treuer Diener des freundschaftlichsten Herrn — einstimmig, unzertrennlich, eine Seele und ein Herz, sagte Ali.

Du hast recht, meinte der Khan, nachdem sie ein ganzes Leben verschlummert hatten, entschliefen sie an — e i n e m Tage. — Nun, liebe Mirmi, was willst du mit dem Zauberer Zikzak anfangen?

Mit ihm — nichts! läßt sich dann etwas mit ihm anfangen?

Hm! eben nicht viel!

Hoheit! — —

Still, lieber Ali, ein Zauberer bedarf keiner Vertretung, wir aber brauchen Hülfe, flüsterte Mirmi. Auch muß man dergleichen Herren nicht zu sehr ermüden, er hat nun seine zwei Orakel zu Gulu's Besten geliefert, damit soll es beruhen, und wir wollen unsere Blicke anders wohin richten.

Recht! anders wohin! recht so! rief der erfreute Khan: dieser Zikzak ist ganz brav, aber verwünscht langweilig.

Ali segnete sich heimlich gegen die Lästerung, der er nicht laut zu widersprechen wagte, und Mirmi wandte sich mit dem freundlichsten Blicke in den schönen Augen zu dem Khan, der dem Blicke schon Beifall zublinzte, eh' er die begleitenden Worte vernahm.

Herr! fragte sie, hat die Fee Belozifere nicht das Vergnügen, von deiner Hoheit gekannt zu seyn?

Der Khan besann sich ein wenig. Daß ich nicht wüßte! sprach er kopfschüttelnd: mir dünkt, ich höre sie nun zum ersten Male nennen.

Das ist sehr schade! Eine vortreffliche, geistreiche, schöne Frau!

Schöner als du?

Ich danke dir, Herr, für deine Güte, aber lassen wir jetzt den Scherz um den Ernst!

Es war mein voller Ernst.

Nun mag ich dir freimüthig bekennen, daß ich nie Eifersucht fühlen würde, wenn sie auch Deine

Hoheit noch so lebhaft interessirte — im Gegentheil wünsche ich das.

Du bist uneigennütziger, Mirmi, als mir lieb ist.

Höre mich vollends, Herr! Die große Fee Velozifere ist eine alte Freundin meines Geschlechts im Allgemeinen, meines Hauses ins besondere. So wie alle meine Väter, Oheime und Vettern es mit dem ehrlichen Zikzak hielten, so schlossen sich meine Mütter, Tanten und Basen an sie an. Sie gab den weiblichen Mitgliedern der Familie einen Talisman, durch den wir ihre Erscheinung im Augenblicke bewerkstelligen können. —

O laß' sie erscheinen!

Und jedesmal, wenn man in großer Verlegenheit war, und der gute Herr Zikzak keinen Rath mehr wußte — wobei er aber immer sagte, er wolle keinen geben, weil man seiner nicht mehr würdig, oder weil die Sache ohne ihn verdorben worden, oder weil irgend ein Uneingeweihter vorhanden sey, oder was dergleichen mehr war — so kamen meine Väter, Oheime und Vettern zu meinen Müttern, Tanten und Basen, und baten diese um Vorsprache bei der Fee Velozifere: sie gewähr-

ten sie, und die eben so mächtige als gütige Fee half.

Laß' sie erscheinen, liebe, liebe Mirmi! —

Es bedurfte nur einer kleinen Förmlichkeit.

Welcher?

Aber die war unerläßlich.

Worin bestand sie?

Und das gegebene Wort mußte heilig gehalten werden!

Was für ein Wort?

Eine verjährte Spannung herrschte und herrscht noch zwischen Zikzak und Velozifere.

Aha?

Hatte man diese in irgend einer Sache zu Rath' gezogen, so durfte nimmermehr Herr Zikzak in solche gemischt werden.

Hm!

Verstieß man dagegen, so wurde zur Strafe des Eidbruches die Verwirrung größer, als je, und die Fee legte nie die Hand mehr an solche.

Ich verstehe.

Will also deine Hoheit die Gnade haben, und

durch ein schriftlich Gelübde der Fee zusichern, daß sich Zikzak auf keine Weise künftig um den Moskeebau, und seinen Schluß- und Grundstein bekümmern soll, so —

Läss'st du sie erscheinen? — Ich will!

Herr, rief Ali mit übersiedendem Amtseifer, den er nur mit äußerster Mühe bis dahin zurückgehalten, aber in dem entscheidenden Augenblicke nicht mehr bemeistern konnte — Herr! was willst du thun?

Der Khan sah ihn mit Glutaugen an. — Thun, was mir gut däucht, wie immer!

Dich mit dem uralten Beschützer deines Reiches entzweien!]

Mit nichten! diesem Reich die Hülfe schaffen, welche er nicht giebt.

Wir würden dies Wagstück zu spät bereuen!

Wagen wir denn nicht alles mit dem Einsturz der Moskee?

Darum muß man Zikzaks drittes Orakel einholen.

Bis das zu uns kommt, sind wir längst untergegangen. — Ich will es mit der schönen Velozifere versuchen.

Laß dich nicht irre machen, Herr! flüsterte Mirmi! und begleitete das süße Flüstern mit einem ihrer noch süßern Zauberblicke.

Herr! so lange befanden wir uns wohl bei Zikzaks Orakeln! schrie Ali außer sich.

Die Zeiten werden anders, sprach Mirmi sanft, mein lieber Ali; alles nimmt ein Ende, auch die Kraft der Orakel. Dem weisen Khan liegt es ob, den rechten Punkt zu fühlen und zu greifen.

Ich fühle und greife! rief der Khan. Munter, Ali! schreibe was ich dir sagen werde.

Der Khan diktirte den Revers für Fee Velozifere; nur das feurige Schwerdt der ganz bereitstehenden, schon damit nach ihm zuckenden höchsten Ungnade konnte den lange zögernden, immer ab- und wieder ansetzenden Ali bis zum Ende der ihm so schrecklichen Zeilen bringen. Mirmi verlangte ein Kohlbecken, warf Rauchwerk in die Glut, legte dann zum großen Erstaunen ihrer beiden Zuschauer die kaum fertig gewordene Akte darauf, und kniete nieder. Der köstliche Dampf kräuselte sich in hellblauen Wölkchen um die entzückten Nasen und starren Augen, ein leises Wehen ließ sich vernehmen, der Dampf wurde plötzlich dichter, verschwand nicht

minder plötzlich, und vor ihnen schwebte in milder Majestät und erhabener Anmuth die göttergleiche Gestalt der Fee Velozifere.

Ein leichtes Gewand aus Silberflor schmiegte sich an die schlanken Formen, ätherischer und schlanker als sie je des Khans Auge — nur an die schwerfällige Glieder des ehrenfesten Zikzaks gewöhnt — an Ueberirrdischen erblickt: auf den goldnen Locken, welche sich um die himmlische Stirn und Schläfe kräuselten, ruhte eine Krone aus funkelnden Brillanten; in der weißen Hand hüpfte der Stab aus leichtem Ebenholz mit der Kristallspitze und zwei niedliche Schwingen, die aus Morgenroth und Sonnenlicht gewebt schienen, falteten sich oben an dem Schwanennacken zusammen. Hold lächelnd senkte sie, ohne des Khans oder des Wessirs zu achten, den Blick nach der knieenden Mirmi. Was verlangst du, meine Tochter? sagte sie mit zauberischer Flötenstimme, und hob sie sanft auf.

Hülfe für Vaterland und Herrn! flehte Mirmi.

Sprich!

Mit fliegenden Worten schilderte Mirmi — sie kannte den Geschäftsstyl der Fee — Lage, Bedürfniß, Geschichte, Drang, und Gefahr. Der Khan

hatte mit allen seinen Ohren auf den Schwung der Blitzrede zu lauschen; seine Augen gehörten der göttlichen Gestalt, und Ali vergaß — was ohne hin, wie alles, langsam bei ihm geschah, beinah zu athmen, wie er mit einer Art von Entsetzen die Möglichkeit der deutlichen Kürze in Mirmis, für ihn feenhaften Vortrag, inne wurde.

Nur das! flüsterte die Fee lächelnd.

Nun! schrie Ali zum ersten Mal, das was er sagen wollte, mit einem Worte ausdrückend.

Die Fee blickte den unberufenen Schreier an, ihr Blick machte den beredtsten Wessir auf dem Erdenrunde — stumm — rein stumm.

Dein — die Fee zögerte etwas — Herr? Sie betonte das bedeutende Wort lächelnd!

Mirmi stellte die Herrschaften einander vor.

Ich helfe! sprach mit noch flüchtigern Worten, als jene Mirmi's waren, die schöne Velozifere.

Wollen Sie sich nicht niederlassen, meine Gnädige? fragte der Khan, drängte sie sanft nach dem Divan, und murmelte etwas von Frühstück, Diner, Souper und Ball. Ein leiser Strafblick endigte alle diese festlichen Anstalten. Nur mit leichtem Wink verbat die Fee das Niederlassen; noch einmal

schwebte der Wiederschein des beflügelten himmlischen Nachsinnens über ihr reizend Gesicht, und sie sprach.

Stütze aus Norden, trage! Wirbelwind aus Süden bringe! heiliger Osten, flamme! Hauch aus Westen, schaffe!

Ein plötzliches Tosen erhob sich, rauschend wehten unverständliche Laute vorüber, die Geisterwelt hatte sich aufgethan, der Khan schauerte, Ali lebte, Mirmi hieng mit innigem Vertrauen an dem bestrahlten Antlitz der Fee. Das Schloß wankte einen schrecklichen Moment hindurch, dichte Nacht senkte sich über aller Augen, der Sturmwind heulte, ein Blitz, ein Donner! —

Da lachte der schönste Lenztag wieder um die zu sich Kommenden. Verschwunden war die Fee, verschwunden Ali — jubelnde Schaaren jauchzten um den Pallast, der athemlose Mufti keuchte herein, und zog den Khan mit sich fort, der an Mirmis Hand von dem jauchzenden Volke empfangen und mit ihr auf den Schultern der entzückt Tanzenden im Triumpf nach der Stätte der Moskee getragen wurde.

Allah sey gelobt! rief er, wie seine staunenden

Blicke das strahlende Wunder umfaßten und laut schrie alles Volk mit ihm: Allah sey gelobt!

Die zerrüttete Moskee hatte dem herrlichsten Tempel im vollendetsten Prachtstile Platz gemacht. Die schweren Pfeiler und hangenden Gewölbe aus Quadern waren in leichtgeschwungene Granitsäulen und luftige Kuppeln verwandelt; kein Nothbehelf eiserner Klammern, und häßlicher Tragbalken, welche Zikzaks Gebäude verunstalteten, zeigte sich beleidigend den erschreckten Augen; wie aus Licht gegossen, und wie ein der Zeit trotzender Fels mächtig und stark ragte das hohe Werk zum Himmel. An der Stelle des Grundsteines stand der versteinerte Ali als Bildsäule; auf dem Fußgestelle las man in goldner Schrift: Ewig! Auf der höchsten Kuppel funkelte ein Schwingenpaar wie das an dem Alabaster - Nakken der Fee, und in Flammenzügen strahlten die Worte: Schöpfung! unter ihnen.

Erstaunt sah der Khan von den Wundern auf Mirmi, von Mirmi nach den Wundern. Entzückt sank die süßweinende Mirmi an seine Brust. Wie neugeboren trieb sich das Volk um sie her: — ein lebendiger schöpferischer Geist schien in allen erwacht, Gedanken schimmerten auf den begeisterten Gesichtern, Behendigkeit und rasche Fassung spra-

chen aus jedem Zuge und Schritte; niemand schlich mehr, halbgeschlossene Augen und träges Gähnen — sonst eine Art von Nationalsitte — waren verbannt, und Mädchen und Jünglinge tanzten in frohen Reihen um die Moskee, und riefen: Allah sey gelobt! nun dürfen wir nicht mehr wandern, ewig liegt der Grundstein, der Schlußstein ist unverlöschliches Himmellicht; wir bauen nicht mehr die Moskee, sie steht fest, und wir — eilen in ihr Inneres, um unser Glück zu finden. Väter und Mütter sahen mit dem innigen Lächeln der Zufriedenheit den bunten frohen Reihen zu, und segneten die Fee, den Khan und Mirmi.

Fahre **überhaupt** wohl, Zikzak! rief der Khan. Velozifere sey fortan die Schützerin von Gulu! Er diktirte an Ort und Stelle seinen General Revers, und sandte ihn mit dem Wonnedampf der geweihten Kohlen himmelwärts. — Sein herrliches Gulu befand sich herrlich dabei.

---

## IV.

# Kunstnachrichten.

---

## Briefe über die Berliner Ausstellung im September 1806.

### Erster Brief.

Kunstkreise. Henry. Hummel. Genz.

Berlin. d. 4. Januar 1807.

Heil dem Archimedes, der die Schrecken des eroberten und verachteten Vaterlandes in den magischen Kreisen seiner Kunst vergessen kann. Ich will es versuchen, mein theuerster Freund, indem ich Ihrer Auffoderung gehorche, Ihnen, über unsere letzte Ausstellung eine ausführliche Kritik zu schicken, ob es möglich ist, aus dem Brunnen der Göttinnen von Orchomenos, der stets blühenden Charitinnen, in welchem ja, nach dem Sprichworte der Griechen, alles Schöne und Kunstreiche gewaschen seyn soll, mir eine kleine Lethe zuzubereiten, und indem ich von den Kunsterzeugnissen und

Bestrebungen unserer Kunstakademie etwas erzähle, alles um mich herum, wenigstens auf Augenblicke zu vergessen. Werth war es unsere diesmalige Ausstellung auf jeden Fall, in friedlicheren Zeiten aufmerksamer betrachtet und gewürdigt zu werden, als es nun geschehen konnte. Denn die guten Wünsche, die der kunstliebende Vorredner vor dem auch diesmal sehr ausführlich abgefaßten Verzeichnisse (Berlin, Unger 129 S.) gethan hatte, daß siegreiche Waffen einen den Friedenskünsten holden Frieden erkämpfen möchten, sind leider nicht erhört worden. Das Viergespann der Victoria thront nicht mehr auf unserm Brandenburger Thore!

Sie verlangen von mir nur über die eigentlichen Kunstwerke Rechenschaft. Ein anderer möge also von dem Theile der Ausstellung, der wohl an sich der glänzendere und bedeutendere war, von dem, was die mechanischen Künste und Fabriken dazu geliefert hatten, erzählen. Wenn nur die höhere Kunst, bei einem übel verstandenen Utilisations-Systeme, nicht bloß zur Handlangerin und dienenden Zofe der Fabrikation herabgewürdigt wird, ein Fall, der freilich in einem ärmeren Staate nur allzu leicht eintreten kann. Der Einfluß, den

die wahre Kunst in ihrer reinsten Blüte wohl von selbst auch auf Formen und Rahmen unserer Zier-Meubles und die Decorationsversuche überhaupt äußern muß, läßt sich nicht anbefehlen. Er kommt, wie alle gute Göttergaben, ohne Zwang und von selbst.

Heute will ich Ihnen von einigen Versuchen der diesmaligen Ausstellung, eine Reihe von Darstellungen zu einem einzigen geschlossenen Cyclus oder Kunstkreis zu vereinigen, etwas anführen. Denn in der Erfindung und Anordnung einer solchen Composition sollte sich das schaffende, also ächt poetische Genie des Künstlers am herrlichsten verklären. Dann soll von einigen rein plastischen Werken, von Werken der Sculptur die Rede seyn, die ja bei jeder tüchtigen Kunstausstellung in das Sanctuarium und an den Hochaltar gestellt werden sollten, da von ihnen alles ausgeht, was der Kunst überhaupt Festigkeit, Wohlverhalten und Bestand giebt. Dann kommen wir zu historischen Compositionen. Die Porträts und Landschaften werden sich es gefallen lassen müssen, zuletzt aufgeführt zu werden, ob sie gleich als verzogene Günstlinge des Publikums, das hier wenigstens über Aehnlichkeit sich ein Urtheil anmaßen darf,

nicht ohne Zudringlichkeit den Vortritt vor allen andern verlangen.

Mad. Henry, geborene Chodowiecka, hatte in einer Folge von 12 Scenen den Sonntag zu Anfang des 18ten und 19ten Jahrhunderts in contrastirenden Darstellungen schon in der vorigen Ausstellung von 1804 als Zeichnungen aufgestellt. Darnach sind sie in dem beliebten Taschenbuche für Damen, das jährlich bei Cotta heraus kommt, für das Jahr 1807 in Kupfer gestochen worden. Diesmal hatte die Künstlerin dieselben Vorstellungen weiter ausgeführt und zu wahren Gemälden erheben wollen. Achte davon waren wirklich ausgestellt. Die übrigen waren nicht fertig geworden. Sie gefielen allgemein durch die Idee, und das unkünstlerische Publikum blieb gern und mit Theilnahme davor stehen. Dies ist ganz natürlich. Die Darstellungen der Mad. Henry greifen so nahe in unsere Lebensweise, daß sie wohl ein allgemeines Interesse erregen müssen. Der Gegensatz alte und neue Zeit ist gut gewählt und im Einzelnen brav durchgeführt. Gewöhnlich ist der Ort der Scene bedeutend, z. B. die Küche, die Kirche, ein Horsaal, ein Assembleesaal. Aber genauer Prüfung halten freilich diese Darstellungen nicht

aus. Im Allgemeinen sind sie noch immer zu arm und durch bezeichnende Nebendinge nicht bedeutsam genug, obgleich die Künstlerin diesmal schon Mehreres hinzugethan hat, wie z. B. im zweiten Gemälde, wo in der ersten Skizze die Hausfrau der neuesten Zeit nur allein im Bette liegend, las, während die Kammerjungfer ihr das Frühstück bringt. Dies hat sie nun jetzt dadurch zu bereichern gesucht, daß sie auch ein Paar Kinder und den Vater in allerlei Beschäftigungen mit in das Schlafzimmer der Dame einführte. Allein die Dame, die hier gemeint ist, wird ihr Schlafgemach weder zur Kinderstube, noch zu einem Lesekabinette für ihren Mann zu einer Tageszeit, wo es bei ihr noch so früh ist, machen lassen. Wie viel konnte aber durch witzig erfundene Nebendinge in der Art, wie hier wirklich der gestern ausgezogene Putz noch auf dem Stuhle liegt, angedeutet werden. Wie geistreich ist hier der brittische Sittenmaler Gilray? Wie ist z. B. in einem neuerlich auch in Teutschland durch Nachstich im Journale London und Paris vervielfältigten Doppelblatte, Ehefrieden betitelt, das Vor- und Nach der Hochzeit jedes Meuble, jedes Hausthier, jeder Kupferstich an der Wand dazu benutzt, um diese satirische Darstellung von Einklang und Mißklang uns

auf's Lebhafteste zu versinnbilden? So wie nun also hier überhaupt mehr Fülle und Fantasie zu wünschen übrig bleibt, so ist es wahrhaft zu beklagen, daß die einzelnen Figuren das eigentliche Anschauen gar nicht aushalten. Die Gesichter sind bloß angewischt; von den Händen ist selten die Finger-Gelenkung sichtbar; Gewänder, Falten, Haare und dergleichen ist alles nur obenhin angedeutet, und dies ist der Grund, weshalb der Künstler diesen Bildern gar keine Aufmerksamkeit schenken kann. Dem größeren Publikum, das nur nach dem ersten Eindrucke urtheilt und dann weiter geht, genügt freilich schon die bloße Idee. Aber wer mag bloß für die Menge arbeiten? Immer ist es zu bewundern, daß Mad. Henry mit so dürftigen Kunstmitteln so viel hervorbringt. Selbst die Perspektive und die Vertheilung von Schatten und Licht sind nicht übel, und obwohl der Thon im Ganzen etwas gelb ist, so ist er doch noch erträglicher, als der entgegengesetzte Kreiden-Thon, wie z. B. in der Königsfamilie von Dähling in der diesmaligen Ausstellung. Könnte es nur die Künstlerin erst von sich erhalten, die Anstrengung, die sie auf 8 Bilder verwandte, auf vier zusammenzudrängen, und so jeder einzelnen Figur mehr Fleiß und Ausführung angedeihen zu lassen, wie

viel würden ihre Stücke gewinnen! Ach, auch dem Künstler ruft der alte Hesiodus seinen warnenden Spruch zu:

> Thoren sind, die nicht wissen, mehr ist die
> Hälft', als das Ganze!

Uebrigens wäre es wohl zu wünschen, daß gerade in solchen Gegensätzen und Sittendarstellungen sich unsere Künstler der zweiten und dritten Ordnung mehr übten, wobei wir jedoch keinesweges der eigentlichen Karikatur das Wort reden wollen.

Einen Cyclus mit weit größeren Ansprüchen hatte der verdienstvolle Maler Erdmann Hummel, auf Veranlassung der im vorigen Jahre so stark anklingenden Apotheose Luthers versucht. Wir sehen eine Verherrlichung des großen Kirchenverbesserers in einer in Oel gemalten Skizze von Hummel, wo der Reformator seine Himmelfahrt hält und in der Begleitung von allerlei Genien und allegorischen Wesen unter Instrumental- und Vocalmusik eines oben im Aether im Halbkreise sich stellenden Engelchors, der das Lied: eine feste Burg ist unser Gott! musicirt, zu den oberen Regionen sich emporschwingt. Es ist und bleibt eine sehr mißliche

Sache mit allen diesen Himmelfahrten, wenn nicht der feurige Wagen des Elias dem Künstler selbst auch zu Gebote steht. Die Adler und Pfauen, auf deren Rücken die alte heidnische Welt ihre Apotheose so sinnreich, als passend veranstaltete, sind nicht die einzigen Gestalten, die in Parny's guerre des dieux in die Flucht geschlagen, nimmer wiederkehren können. Auch mit den Personificationen gewisser Tugenden, die hier dem Reformator emporhelfen sollen, ist es nicht zum Besten bestellt. Besonders ist die palmenbringende Gnade eine sehr mystische Figur. Doch verdient auch schon der bloße Versuch in einer so schwierigen Aufgabe wahre Achtung. Wer nie fiel, lernte nie gehen! Uns, und so viel wir bemerken konnten, auch anderen Beschauern gefiel der Rahmen, der in 11 kleineren Gemälden einen Cyclus aus Luthers Leben bildete, unendlich mehr als das, was er einrahmte. Hier ist der denkende und geistreich ordnende Künstler in seinem Elemente, und die Beurtheilung, die ihm neuerlich von Weimar aus in einem unserer gelesensten Blätter zu Theil wurde, eben so belehrend, als gerecht. Opfere den Grazien, rief Plato einst einem seiner Lieblingsschüler zu. Dies Wort gilt auch noch heute. Den Figuren des Künstlers fehlt alle Anmuth dermaßen, daß viele Leute sie gar nicht an-

sehen mögen, und bei dem unstreitigen Verdienste der Erfindung und Anordnung ist doch der Vortrag so mangelhaft, daß die Wirkung durchaus verfehlt seyn mußte. Die ganze Skizze ist in größerem Format, in einer Folge von 12 Blättern von Hummel radirt erschienen, und in diesen Umrissen stellt sich alles weit leichter und gefälliger. Es ist zu wünschen, daß diese Blätter recht viele Liebhaber finden mögen!

Einen Kreis ganz anderer Art stellten die architektonischen Zeichnungen des Prof. Gentz auf, die ja wohl von unserem Hirt, der hier auf dem Stuhle der Kritik, sein rhadamanthisches Amt zu verwalten, nicht unterlassen wird, eine gerechte Würdigung erhalten werden. In sieben Blättern wird hier ein Verschönerungsprojekt der Gegend zwischen den Linden und dem königlichen Schlosse nach drei Hauptpunkten mitgetheilt für bessere Zeiten. Das Ganze ist in einem grossen Stil gedacht und trefflich durchgeführt. Der Vorschlag zum Monumente des Königs, wobei Schadow's Idee zur Bildsäule mit Recht zum Grunde gelegt wurde, ist ganz besonders einladend. Allein wie konnte der wackere Gentz, als er dies alles mit frohem Muthe und wahrer Begeisterung aufzeichnete, eine so ent-

schleierte Zukunft so furchtbar nahe ahnen? Fuit Ilium! —

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## V.

## Korrespondenz.

---

### I.

### Blick auf Dessau.

Dessau d. 1. Febr. 1807.

Das Gewitter, das drohend über unserem Haupte schwebte, ist glücklich vorübergezogen und wir können wieder frei und fröhlich athmen. Nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Halle, am 17ten Oktober vorigen Jahres, gieng die Hauptretirade der Preußen durch unsere Stadt. Nachdem dieselben am 18ten die schöne, große Elbbrücke bis auf den Grund abgebrannt hatten, zogen sie sich ganz aus der hiesigen Gegend zurück. Am folgenden Tage erschien die Avantgarde

der großen französischen Armee und beruhigte die erschrockenen Gemüther. Moreau sagte in einer Rede an seine Armee, mit welcher er den denkwürdigen Feldzug von 1800 vollführte: „der Sol„dat der Freiheit muß als Sieger auch das Bei„spiel der Großmuth geben. Er ist nur dem Be„waffneten furchtbar, den Wehrlosen nimmt er in „Schutz." — Dies ist der Charakter eines Kriegers, der für die beiden köstlichsten Güter der Menschheit, für Freiheit und Frieden, streitet. Nach allen französischen Proklamationen ist ja dies bei der großen Nation der Fall.

Darauf vertrauend, sahen wir den zahlreichen Schaaren der siegreichen Armee ruhig und ohne Furcht entgegen. Hatten wir doch den geliebten Vater unsers Landes unter uns, der alle Gefahren mit seinen getreuen Unterthanen zu theilen versprach. Er ritt dem Kaiser Napoleon entgegen und empfieng ihn auf eine anständige, würdevolle Art. Ohne sich zu der verächtlichen Klasse furchtsamer Schmeichler herab zu würdigen, erzeigte er dem Alles zu Boden werfenden Helden die gebührende Achtung. Dem Kaiser gefiel das edle, würdevolle Betragen unsers Fürsten, und er gab ihm viele Beweise seiner Werthschätzung. Drei

Tage lang blieb der größte Theil der französischen Armee in unserer Stadt und in der umliegenden Gegend, und außer den gewöhnlichen Excessen, welche die Soldaten verübten und die bei aller Disciplin nicht zu vermeiden sind, haben wir nichts von der drückenden Last des Krieges empfunden. Jetzt ist alles ruhig und nur die vielen blessirten und verstümmelten Preußen, die aus den Lazarethen zu Naumburg, Halle und Leipzig durch unsere Stadt kommen, und die Berichte der Zeitungen erinnern uns an die Schrecknisse und Drangsale des Krieges.

Der schöne Wörlitzer Garten, das freundliche Luisium und der Park des Prinzen Hans Jürge sind unverletzt geblieben. Eben so sind die übrigen schönen Anlagen, die Obstgärten und Alleen nicht sonderlich beschädigt worden, und so wird denn das glückliche Dessauer Ländchen, mit dem alles verjüngenden Frühling, in seiner heitern Gestalt den Reisenden und Einheimischen wieder freundlich entgegenlächeln.

Aber wer mag sich freuen, wenn ein großer Theil des theuren Vaterlandes in Noth und Elend seufzt! Wer mag froh und wohlgemuthet um sich

her blicken, wenn die verheerende Fackel des Krieges in der Nähe und in der Ferne mit erbitterter Wuth geschwungen wird! — Nein, bis zu einer so dumpfen Gefühllosigkeit und gedankenlosen Gleichgültigkeit ist der Teutsche noch nicht herabgesunken. Er hat wenigstens noch Sinn und Empfänglichkeit für die allgemeine Noth und Gefahr seines alten, ehrwürdigen teutschen Vaterlandes. Mag auch dieser und jener der Gefahr glücklich entronnen seyn, so weinen doch Tausende seiner Brüder Thränen des Jammers und der Verzweiflung.

Darum ist auch bei uns alles so still und ernst und wartet mit banger Ahnung auf den Ausgang der großen Begebenheiten, die rasch und unbegreiflich vor unsern Augen vorübergegangen sind. Das Theater ist verschlossen, denn unsre Hof-Schauspieler-Gesellschaft ist nach Leipzig gegangen. Die Bälle, Redouten, Assembleen und sonstige Winterergötzungen sind bis auf bessere Zeiten eingestellt. Nur bisweilen giebt der Herr von Kleist, der Magdeburg an die Franzosen übergeben hat, Theegesellschaften, die aber sehr wenig besucht werden.

Sogar die vortreffliche Kapelle unsers Fürsten

schweigt und versagt uns den schönen Genuß, den uns sonst ihre meisterhaften Darstellungen gewährten. Der schätzenswerthe Virtuose auf der Flöte, der jüngere Reinecke, der zu sehr großen Hoffnungen berechtigte, ist in einem Alter von 21 Jahren gestorben. Er hatte sich vorzüglich nach Dülon gebildet und kannte die ganze Kraft und den Umfang seines Instruments. Mit dem rührenden Ausdruck zarter und sanfter Gefühle verband er die Gewandheit, die Stärke und Fülle der lebhaften Empfindungen. Er hat uns in den Concerten und Opern so manchen schönen Genuß gewährt; sein Andenken wird uns stets theuer bleiben. — Der ältere Bruder des Verstorbenen, ein würdiger Schüler des seligen Naumann, hat es auf der Violine zu einer seltenen Fertigkeit gebracht und könnte fast mit unserm würdigen Musikdirektor Jakobi wetteifern. An dem letzten Geburtstage unserer Fürstin (die jetzt in ihrer stillen Einsiedelei zu Wörlitz wohnt und in Gesellschaft des geistreichen Matthisson den Wissenschaften lebt) überraschte er uns durch eine Operette: „Adelheid von Schroffeneck oder die Rückkehr.“ Sie verräth einen gebildeten Geschmack, reinen, ächten Kunstsinn und ein Streben nach dem Besseren in der Musik.

Die chalkographische Gesellschaft ist jetzt gänzlich aufgelöset, die Künstler sind alle aus einander gegangen und die vorräthigen Kupferstiche und Kupferplatten sind durch die öffentliche Versteigerung verkauft worden. *) Die Interessenten haben dabei einen bedeutenden Verlust erlitten. Die Geschichte der Entstehung, des Fortgangs und der Auflösung dieses Instituts ist sehr interessant, gehört aber nicht hieher. Zu beklagen ist es auf jeden Fall,

*) Die Societäts-Buchhandlung in Halle hat einen ansehnlichen Theil derselben an sich gebracht, und verkauft sie um sehr billige Preise. Auch der ehemalige Faktor der chalkographischen Gesellschaft, Herr Menge, hat noch einzelne Exemplare zum Verkauf. Ueberhaupt besitzt derselbe eine reiche Sammlung vortreflicher Kupferstiche, besonders französische Blätter, sowohl die interessantesten Stücke der neuern Schule, als auch die älteren Meisterstücke eines Edelincks, Drevet, Nanteuil, Audran und Anderer. Vorzüglich schön sind von diesen: die Cartons zu Hampton Court, gemalt von Raphael, gestochen von N. Dorigny; die sieben Sakramente, gemalt von Nic. Poussin, gest. von J. Pesne; Christus am Kreuze, von Engeln umschwebt, von C. le Brün, gest. von Edelinck, und das Zelt des Darius von denselben Künstlern.

daß eine Anstalt eingehen mußte, die bei einer längeren Dauer gewiß sehr wohlthätig auf den Geschmack und Kunstsinn Teutschlands gewirkt haben würde und die bei ihrer rein künstlerischen Tendenz die sinkende Liebe der Teutschen zu Werken der ächten Kunst neu beleben konnte. Mit Erdmansdorf's Tode, der dieser Societät ihre Entstehung gab und die Kunstangelegenheiten derselben zu besorgen hatte, erlosch der Geist, der das Ganze belebte und ordnete. Leider müssen in unsern merkantilischen Zeiten die Künste immer durch geschickte Spekulanten geleitet werden, wenn sie einen glücklichen und erwünschten Fortgang finden wollen. Und freilich streben beide nach so ganz verschiedenen Zwecken, daß ihre Vereinigung oft sehr schwierig, ja nicht selten unmöglich ist. — Das war auch hier der Fall. Die besten Künstler würden für das Institut engagirt und ihre Arbeiten über die Gebühr bezahlt. Man ließ gleich anfangs sehr große und kostbare Blätter stechen und drucken, und unternahm mehrere geldraubende Werke zugleich. Der Plan war, ohne Rücksicht auf das vorräthige Capital, zu weitläuftig und vielumfassend angelegt. Ueberdem war für die gehörige Versendung der Sachen nicht hinlänglich gesorgt und der Absatz stand mit dem ausgelegten Gelde in gar keinem Verhältnisse. Man mußte sich also in Schul-

den

den stecken, den Aufwand beträchtlich einschränken, den Preis der Stücke herabsetzen und dergl. So gieng diese Anstalt schlafen, wie so manche herrliche Unternehmung, die auf teutschen Gemeingeist und teutschen Kunstsinn berechnet war.

Der brave Tillich, voll hohen und reinen Enthusiasmus für die Veredlung und Beglückung der aufblühenden Jugend, hat hier in Verbindung mit Olivier, eine Lehr- und Erziehungsanstalt errichtet, für die ihm unsere Väter nicht genug danken können. Es ist ein wahres Vergnügen, die freudige Thätigkeit, das eifrige Vorwärtsstreben und den muntern Sinn wahrzunehmen, der in diesem Institut Lehrer und Zöglinge belebt. Es herrscht zwischen Lehrer und Schüler das Verhältniß eines Vaters zu seinen Kindern — überall der Ausdruck der Liebe, des Vertrauens und des Wohlseyns. Tillich erweitert und vervollkommnet Pestalozzi's Ideen, die wegen ihrer Originalität von so Wenigen verstanden und begriffen werden. Alle Wissenschaften bearbeitet der unermüdet thätige Tillich für seinen Zweck, und die Kinder machen in allem, besonders in der Geschichte, Geographie und Mathematik, bewundernswürdige Fortschritte. Der Unterricht ist wahrhaft erziehend und

arbeitet auf ein ernstes, gründliches Wissen, auf die Begründung eines festen männlichen Charakters und auf die möglichst vollkommene Ausbildung des ganzen Menschen hin. — Die Unternehmer haben dem Publikum von dem Plan und der Einrichtung dieser Anstalt in einer besonderen Schrift Rechenschaft abgelegt und der Herr Professor Tillich hat in den vortrefflichen Beiträgen zur Erziehungskunst, die er mit dem Herrn Professor Weiße in Leipzig herausgiebt, die Methodik seines Unterrichts angegeben.

Wir standen in Gefahr, den ehrwürdigen Erziehungsrath Funke, der sich um das Lehr- und Erziehungsfach so entschiedene Verdienste erworben hat und der hier, wegen seines bescheidenen, humanen Sinns allgemein geschätzt wird, zu verlieren. Er bekam den Ruf als Prediger zu einer sehr fetten Pfründe, den er aber, aus Liebe zum Lehramte, abgelehnt hat. Jetzt arbeitet er an einem Auszug der Bibel, mit historischen und erklärenden Anmerkungen, für die höheren Klassen der Bürgerschulen. Ein sehr verdienstliches Unternehmen, worauf ich die Schulmänner im Voraus aufmerksam mache. —

Der geschmackvolle Herausgeber des Vitruv,

der Herr Cabinetsrath von Rhode, arbeitet jetzt an einem Gegenstück zu Barthelemys Reise des jungen Anacharsis. Er läßt den Marbod während der Regierung des Nero eine Reise durch Italien machen, und giebt ihm auf diese Art Gelegenheit, sich über die Werke der Kunst und des Geschmacks, so wie über das bürgerliche und häusliche Leben der Römer zu äußern. Der Herr von Rhode hat sich durch seine Reisen in Italien, die er in Gesellschaft des berühmten Architekten, des verstorbenen Herrn von Erdmansdorf machte, und durch seine hinlänglich dokumentirte Bekanntschaft mit den lateinischen Klassikern in den Stand gesetzt, ein recht interessantes Werk dieser Art zu liefern. Die Forderungen, die man an denjenigen machen kann, der uns ein Gemälde der Sitten und des Geschmacks der Römer aufstellen will, sind weit größer und vielfacher, als die, welche man von demjenigen fordern darf, der uns griechische Kunst und griechisches Leben in einem schönen Ganzen darzustellen sucht. Der Schauplatz des römischen Alterthums liegt uns näher, und der Zugang zu seinen Heiligthümern steht uns offener; die Ueberreste der ehemaligen Kunstschätze sind mannigfacher; Männer von edlem Geiste, von gebildetem Geschmack und gründlicher Gelehrsamkeit

haben jene ehrwürdigen Ueberreste mit der Fackel der Kritik beleuchtet und ein vollgültiges Urtheil über sie ausgesprochen. Bei Bestimmung des Charakters und des sittlichen Zustandes der Römer finden sich nicht so viele Schwierigkeiten, weil wir näher davon unterrichtet sind. Der Herr von Rhode muß also in mancher Rücksicht mehr leisten, als Barthelemy. Indeß die Proben, die er vor einiger Zeit von seinem Werke in der Zeitung für die elegante Welt gegeben hat, berechtigen zu nicht geringen Erwartungen. Soll das Werk nicht zu bändereich werden, so muß sich der Herr Verfasser vor allen unnöthigen Digressionen hüten, wozu er hier, bei der Reichhaltigkeit des Stoffs und bei dem Vorrath seiner antiquarischen und archäologischen Kenntnisse, sehr leicht verführt werden könnte.

Der Graf von W. . . ., der uns neulich mit einem interessanten Lehrgedicht, „die Jäger", beschenkt und den Text zu der Oper des Herrn Reinecke gemacht hat, lebt jetzt in stiller philosophischer Ruhe sich und den Musen. Er hat alle seine Geschäfte bei Hofe niedergelegt, und entfernt von dem Geräusche der großen Welt, wirkt er still und anspruchslos in seinem freundlichen Familienkreise.

Eben so sieht der Oberhofmeister von B. . . .,
dieser ehrwürdige Veteran des siebenjährigen Krieges, der erfahrungsreiche 74jährige Greis, mit ruhiger Bewunderung den großen Ereignissen unserer Tage zu. Er ist ein Mann von alter teutscher Redlichkeit, der mit einem hellen Kopfe ein gefühlvolles Herz und einen, durch Studium und Reisen vielfach gebildeten Geist besitzt. In seinen Betrachtungen über die Kriegskunst (die wegen ihres tief eindringenden Scharfsinns und wegen der gründlichen Kenntniß des alten und neuen Kriegswesens den großen Beifall verdienen, den sie bei dem militärischen Publikum gefunden haben) hat er die Unzulänglichkeit der heutigen Taktik dargethan und die nothwendige Umwandlung derselben angerathen. In einem vor nicht gar langer Zeit erschienenen Buche, das den Titel „Aphorismen" führt, giebt er manche vortreffliche Ideen zur Einführung einer, der Teutschheit anpassenderen Kampfart und sagt dann: „Möchte doch ein „junger Monarch, der sein Heer schätzt, aber auch „den Krieg kennt, der sich mit Aufgaben, aus der „Elementar- sowohl, als der Evolutionar-Taktik „gern beschäftigt und darüber nachdenkt, diese Aphorismen würdigen, sie zu lesen; diese Ideen, die „keine spekulativen Träume sind, aufnehmen, prü-

„fen, vervollkommnen! Es beträfe anfänglich bloß „einen Versuch mit acht bis neunhundert Fuß„gängern, hundert und zwanzig Reitern, und eini„gen Tausenden von Thalern. Unser teutsches „Kriegsvolk, mit Waffen und einer Kampfart, die „seinem Charakter entsprächen und ihm Vertrauen ein„flößten, würde sicherlich nicht ermangeln, sich „bei erster Gelegenheit wieder zu seinem vorigen „Ruhm empor zu schwingen, und wer verdiente „wegen seiner übrigen Tugenden mehr, dieser große „Wiederhersteller zu werden, als eben dieser junge „Monarch."

Ueberhaupt gilt von dem freimüthigen Aphorismenschreiber, was Ulrich von Hutten von sich sagt: „Gott hat mich mit dem Gemüth beschwert, daß ihm gemeiner Schmerz wehe thut und tiefer denn vielleicht etwa Anderen zu Herzen geht." Nur zwei Stellen erlauben Sie mir noch, aus jenem Werke hieher zu stellen. Es sind goldene Worte, die Beherzigung verdienen und auf das Ganze begierig machen werden.

„Was ist zu thun, die alte Europa von der „Gefahr zu befreien, zum zweiten Male Nothzucht zu „erleiden, einer Behandlung, die ihr gar nicht mehr „anständig ist? — Dasjenige, was die Philippe

„in Macedonien, die Antiochus in Syrien, die
„Ptolemäus in Aegypten unterließen, bis endlich
„Perseus vor dem Wagen Paul Aemils hergieng.
„Du bist mein Trauter, mein Lieber, sprach der
„Kyklop zum Odysseus: dich will ich zuletzt ver-
„schlingen."

Und wie rührend und herzergreifend sind fol-
gende Worte, die man nicht ohne tiefe Weh-
muth, ohne innigen Schmerz lesen kann: „Wun-
„den vernarben; Gras wächset über Gräbern; die
„Bewohner der elisäischen Felder gedenken nicht
„mehr irdischer Unbilden. Söhne Tuisko's; bie-
„deres, treuherziges Geschlecht! vergesset, was ihr
„wider einander hattet! lasset, wo andere Bande
„fehlen, Sprache und Sitten für euch Band seyn;
„ahmet die Kreter nach; ihr berüchtigter Synkre-
„tismus diene euch zur Regel des Verhaltens
„gegen auswärtige Beeinträchtiger! — Fürsten
„der Teutschen, Männer von edelm Sinn, beson-
„ders Ihr thronbesitzenden Herrscher, in der Blüte
„der Jahre beehret euch mit dem wechselseitigen
„Vertrauen, wozu eure Gemüther von der gütigen
„Natur gestimmet sind, macht Redlichkeit zur Po-
„litik! die Zwiste eurer Vorfahren gehen euch nichts
„mehr an. Ihr habt von ihnen schöne Provinzen

„ererbt; seyd damit zufrieden, weg ist weg, ist
„ersetzt.' Sorgt für die Zukunft, für Selbstständ-
„digkeit, opfert der holden Göttin Eintracht, schau-
„dert vor den Triumphzügen Roms!!"

C. W. Sp.

---

## 2.

## Blick auf Heidelberg.

Heidelberg d. 10. Januar 1807.

Bei dem reinsten Willen unseres Curatoriums erlauben doch die drängenden Zeitläufte nicht jede Verbesserung und Anstellung. Daß der genialische Zachariä aus Wittenberg hieher berufen ist und — was man kaum glaubte — auch diesen Ruf angenommen hat, wissen Sie. Gern richtete man auch nach Halle seine Augen. Allein — Bald wird ein Professor der Geschichte nöthig seyn, wenn unser gelehrter, trefflicher Wilken in die Stelle des verstorbenen Bauer und des (mit den übrigen katholischen Theologen und Philosophen nach Freiburg zu verpflanzenden) Dereser eintritt und das Fach der orientalischen Literatur und Exegese des Alten Testaments übernimmt, wie er geneigt zu seyn scheint. Unser rastlos thätiger Thibaut

wacht mit wahrer Selbstaufopferung über unsere Ruhe und Sicherheit. Es ist im Ganzen weit ruhiger, als vor zwei Jahren. Ein einziger Unfall darf, wenn man die genaueren Umstände weiß, keine Besorgnisse erregen.

Professor Creuzer nützt durch Vorlesungen und Schriften, und weckt bei unsern Studierenden immer mehr den Geist der Gründlichkeit, der nur auf das klassische Alterthum begründet werden kann. Ob von den Studien, die so viel Gedachtes und bei der großen Mannichfaltigkeit der darin abgehandelten Gegenstände so viel neue Ideen enthalten, zu Ostern ein neuer Theil erscheinen wird, muß der Absatz der 2 ersten Bände entscheiden. Denn auch uns trifft, wenigstens im Zurückprallen der Schlag, der die ganze Buchstabenwelt im nördlichen Teutschlande jetzt lähmt. Creuzer hat treffliche Hülfsmittel zu einer Ausgabe des Cicero, de natura deorum zusammengebracht, ist aber auch der Mann dazu, sie zu benutzen. Den neuesten Beweis davon giebt sein gelehrtes Programm, das er zur 79sten Geburtstagsfeier des Großherzogs von Baden über die griechischen Quellen, die Cicero bei Abfassung jenes Werkes, und besonders über einige Fragmente Heraclits geschrieben hat. — Unsere Erzieherin, Caroline Rudolphi, setzt ihr Institut mit dem

verdientesten Erfolge fort. Wir haben eben jetzt ein Gemälde weiblicher Erziehung in Briefen aus ihrer Feder erhalten. —

---

## 3.

## Ueber die neusten Entdeckungen in Griechenland.

Berlin d. 3. Januar 1807.

Ich bin sehr zufrieden mit meinem literarischen Ausflug durch Großbrittannien.

Meinen Freund Lord Aberdeen, habe ich auf einem seiner Landsitze nahe bei London zu Wimbledon besucht und 4 Tage daselbst sehr angenehm verlebt. Milord liebt Griechenland und Athen nach wie vor, und sein Studierzimmer ist mit allen Emblemen dieser Stadt reichlich verziert. Die Nachteule ist auch ein trefflich gelehrtes Wappen! Ich habe zu Wimbledon unter anderen interessanten Leuten, Mr. Jeffrey, den Redakteur des Edinburgh-Review kennen lernen; bestimmt wohl das beste jetzt existirende kritische Journal, das durch das lächerlich angekündigte Oxforder nicht verdrängt werden wird. Die Recension in demselben von Gell's Troade ist von Lord Aberdeen und Mr. Drummond, ehemaligem englischen Gesandten in Constantinopel,

zusammen abgefaßt; die von den Mémoires d'un voyageur qui se repose par Dutens, von ersterem allein. Von Wimbledon aus haben wir auch an Canova geschrieben, um ihn zu vermögen, das Monument Pitt's für die Universität zu Cambridge zu verfertigen, welche Aberdeen zu dessen Besorgung beauftragt und die Summe von 7000 Pf. St. dazu bestimmt hat. Il Fidia moderno hat geantwortet, und läßt sich bereitwillig finden; nun aber unterbricht der Krieg die Unterhandlungen. Ich war von Edinburgh aus auf 2 Tage von Milord's Familiensitze in den Hochländern entfernt, wo er den Herbst zugebracht und wollte die letzten Monate desselben mit ihm verleben; aber da kam der leidige Krieg. Von Gropius habe ich sehr gute Nachrichten. Eben der Trojanische Mr. Gell hat eine Zeitlang mit ihm gereist, und ihm zu einigen Speculationen 1000 Pf. St. vorgeschossen. In Gropius letztem Briefe an mich ist eine sehr interessante Stelle, die ich Ihnen nachfolgend abschreibe und die selbst für den Druck geeignet ist, indem die Entdeckung merkwürdig genug: „Apropos — „ich habe das alte Smyrna entdeckt, auf dem untersten Hügel des Sipylus, près de l'Echelle de „Bournabad — und auf dem Hügel etwas höher, „bei hundert Gräber; das höchste, wie die an-

„dern; rund polygones irreguliers" (das Mauer-werk denke ich), „und dreihundert Fuß im „Umfange. Ich habe nie von Monumenten der „Art auch nur gehört. — Die ersten (scil. Gräber) „schienen mir runde Thürme, wie man sie in den „Mauern alter griechischer Städte antrifft, bis ich „in der Mitte das Grab in Felsen gehauen gewahr „ward. In dem höchsten fand ich ein uraltes Ge-„wölbe 15 Fuß lang, aus großen Quadern, nach „Art des tombeau d'Agamemnon à Mycenes „über einander gelegt ... Mais tous sont éven-„tés... In einem ist ein Sarcophag aus gebrann-„ter Erde, 5 Zoll dick auf dem Rande. „Zwei dieser curiösen Monumente sind aus regulä-„ren großen Quadern 3 bis 4 Quadrat Fuß; die „anderen Polygonen fast alle sorgfältig in einander „gefügt, wie jenes Stück Mauer zu Argos. Cousi-„nery wird sich hängen, wenn er diese Entdeckung „erfährt — vor mir von Niemanden nur vermuthet." Außerdem, daß ich Gropins strenge Wahrhaftigkeit kenne, ist eine Entdeckung, so nahe bei einer großen, von Hunderten von Europäern bewohnten Stadt über jeden Zweifel erhoben. Auch stimmt die Lage bei Bournabad vortrefflich mit früheren Vermuthungen zusammen. Sie erinnern sich ja der Säule in der „rtigen Moschee mit der Inschrift zu Ehren des

Meles. Die Entfernung des von Alexander erbauten Smyrna und des uralten (nach Strabo 20 Stadien), stimmt mit der, des jetzigen Smyrna und Bournabad... So haben Engländer (ich weiß nicht, ob Mr. Realt's oder Mr. Lee) in der Gegend von Athen die Ruinen einer Stadt entdeckt, über deren Namen man noch nicht recht gewiß ist. Gell und Gropins haben in Morea gute geographische Messungen gemacht, und Ersterer über verschiedene Gegenden, vorzüglich Arcadien, eine Charte in dem ungeheuren Maßstabe von 1 Zoll für die englische Meile entworfen. Mit der Camera obscura haben sie ebenfalls nach Art der Panoramas viele Ansichten gezeichnet. Diese Manier scheint jetzt die herrschende, für englische Reisende werden zu wollen. Kapitän Lee durchforscht sehr genau Maina und dessen unbekannteste Winkel. Die Arrowsmithsche Charte von Griechenland ist, wie ich durch Vergleichung jetzt ersehe, in vieler Hinsicht incorrekt. In der Nähe von Janina ist ein großes Theater von Mr. Thorier entdeckt worden. Dr. Frank's Brief in den geogr. Ephem. November, aus Janina, ist nicht befriedigend.

B.

---

## VI.
## Neuer literarischer Anzeiger.

---

Jedem dem teutsche Art und Kunst, das heißt gründliche Forschung und gehaltreiche Darstellung ohne Ziererei und Schönrednerei, die Sache noch mehr, als das Wort suchend, und das Verdienst unserer Vorfahren ehrend, damit einst auch unser Verdienst von den Enkeln geehrt werde — lieb und begehrungswerth ist, übersehe doch nicht den seit dem Julius 1806 (bei Strobel in München) erscheinenden neuen literarischen Anzeiger. Der für alle Fortschritte der Kultur und Wissenschaft rastlos thätige Freiherr von Aretin, Director der königl. Hof- und Central-Bibliothek in München, hat sich an die Spitze dieses Unternehmens gestellt, dem man schon in der Geburt wegen eines solchen Pflegevaters einen guten Horoscop stellen kann. Viele Literatoren, die es mit gelehrter Forschung und Mittheilung des Erforschten redlich meinen, beklagten bisher die Unterbrechung des Leipziger literarischen Anzeigers, dessen braver Redacteur mit Jenisch und Vega einerlei Schicksal hatte. In diesem neuen Anzeiger ist jenes Institut gleichsam von den Todten wieder erweckt, und was bis jetzt davon erschien (wöchentlich ein Bogen in 4.), berechtigt zu der Auffode-

rung, auch im nördlichen Teutschlande dies lehrreiche, gehaltvolle Blatt einer besonderen Aufmerksamkeit zu würdigen. Vielleicht war es nie zweckmäßiger als jetzt, ein Blatt zu haben, das vorzüglich uns auf Buchstaben und Kunst unserer Vorväter aufmerksam macht und uns alle, wohnen wir an der Donau, oder Elbe, mit einem Bande literarischer Bestrebungen und Leistungen zur Erkenntniß altteutschen Verdienstes umschließt. Mit Vergnügen sieht man gleich in den ersten Blättern viele Nachrichten von Luther, Melanchthon, Leibnitz (von diesem ein sehr interessantes lateinisches Gedicht) und anderen Heroen unsers Vaterlandes aus südteutschen Bücherschätzen zu Tage gefördert; der sprechendste Beweis, daß hier die größte Unparteilichkeit und Rücksichtlosigkeit auf Confession und Sektengeist herrschen und jedem Verdienste eine Blume auf's Grab gelegt werden solle. Was läßt sich nicht aus einer Vereinigung von Literatoren, wo wir schon hier einen Meusel, Beesenmige, Docen, Hök, Kinderling, Teuthold, Heinze und andere genannte Männer rüstig zusammen wirken sehen, bei mehrerer Unterstützung des Publikums grade aus diesem, an teutschen Literaturschätzen so reichen Theile unsers Gesammtvaterlandes unter einem Aretin erwarten! Feliciter!

B.

# Inhalt.

Der Neue
Teutsche Merkur.

3. Stück. März 1807.

# I.
# Gedichte.

## I.
## Todtenfeier am Grabe der verewigten Frau Sophie von la Roche.*)

(Offenbach am 18. Febr. 1807.)

— — — „Weil nun nicht mehr ihr Leben
„Uns lehrt, so lehr' uns denn ihr Tod!"
Klopstock.

Tritt, o Germania, zur Gruft und weine,
Wo deiner strahlenreichsten Seelen Eine,

*) Man hat die nun verewigte Sophie die gute Mutter von Teutschlands Töchtern genannt. Sie hat

Groß an Verdienst, an Tugend groß,
Des schönsten Lebens Laufbahn schloß.

Ach! wer vermag mit Worten oder Bildern
Die Größe des Verlustes voll zu schildern?
Mir bebt, von Trauer übermannt,
Indem ich malen will, die Hand! — —

Humanität war Ihres Geist's und Herzens
Erworbnes Eigenthum. Im Drang des Schmerzens
Blieb Sie, wie in der Fröhlichkeit,
Stets Priesterin der Menschlichkeit.

es wenigstens, ohne alle Anmaßung und Eitelkeit, aus den reinsten Absichten stets seyn wollen. Man muß sie über sich selbst sprechen, und die Geschichte ihrer Schriftstellerei in Melusinens Sommerabenden (Halle, neue Societätsbuchhandlung 1806), dem letzten Vermächtniß ihres Schreibepultes, erzählen hören. Wir hoffen durch denselben edeln Freund, der ihr hier diesen Cypressenzweig auf die Urne legt, unsern Lesern noch ein kleines biographisches Denkmal auf sie mittheilen zu können. Jetzt wenden wir gern die Worte des jüngern Plinius (VII, 19) auf die edle Fannia auf sie an: Doleo hanc feminam eripi oculis civitatis. Quae castitas illius, quae sanctitas! Bis maritum sequuta in exsilium est.

In reizend mannichfaltiger Gestaltung
Erschien ihr Witz bei jeder Unterhaltung.
Wie paarte sich der Ernst mit Spiel,
Die Lebensweisheit mit Gefühl!

Unsterblich wirkte sie auf Teutschlands Töchter;
Unzähl'ge Mütter bildeten Geschlechter,
Sophiens Schriften in der Hand,
Zum künftigen Beruf und Stand.

Und was sie ihrem Freunde-Kreis gewesen —
Das wird empfunden nur, und nicht gelesen.
Das bleibt den Herzen, die es trifft,
Tief eingeprägt mit Flammenschrift.

Und diese Edle sinkt ins Grab! Vergebens
War unser Flehn! Der Schutzgeist ihres Lebens
Hat, durch kein Bitten abgewehrt,
Die heilge Fackel umgekehrt.

Wie? Sollt' ein Wesen von so seltnem Adel,
So fleckenrein, erhaben über Tadel,
Des Moderhügels Beute seyn,
Und der Vernichtung Raub? — O nein!

Bei mitternächtlicher Gestirne Schimmern
Verstummt die Klage an der Hülle Trümmern;

Wir blicken froh zum Sternen=Chor,
Wohin der Geist entfloh, empor.

So wahr dort Gottes hehre Glanzwelt lodert!
Gott hat zu sich die Herrliche gefodert,
Die hier für seine Ewigkeit
Des Guten Fülle ausgestreut.

So sinkt die Sonne, wann der Hemisphäre
Sie lang geglänzt, und tausend Blumenheere
Hold zur Entwickelung gebracht.
Um sie nicht, nur um uns ist Nacht.

Dort, wo des Staubes Trauer nicht mehr weinen,
Dort schließt Sophie in den Palmenhainen
Den vielgeliebten Sohn an's Herz,
Vergessend bittrer Trennung Schmerz.

Die Zeiten fliehn, Jahrhunderte vergehen:
Kein Hauch der Zeit wird Ihren Ruhm verwehen,
Der ihre Urne, moosumwebt,
Gleich einem Genius umschwebt.

Im Pantheon der Edlen und der Guten
Steht ewig mit der Palm' und Myrte Ruthen

Ihr lächelnd Ebenbild bekränzt,
Von sanfter Glorie umglänzt:

Indeß ihr Geist — der, über Ruhm erhöhet,
Ein neu Gestirn, der bessern Welt aufgehet —
Zur Erde, wo die Thräne thaut,
Mit Liebesstrahlen niederschaut.

Buri.

---

2.

Maigesang.

Holderquickend naht der Mai,
Spendet süße Gaben,
Laub und Blumen mancherlei,
Blick' und Herz zu laben;
Jubelnde Stimmen durchtönen die Lüfte,
Wallend auf Meeren balsamischer Düfte.

Neubelebt entsteigt der Gruft
Alles, was erstorben,
Singend schwebt in blauer Luft
Was das Licht erworben:
Sonne vergoldet die felsigen Hügel,
Liebend erhebt sich des Waldes Geflügel!

Was sich sehnt', erfreuet sich
Nun der goldnen Stunde,
Denn der Mai winkt minniglich
Weihe jedem Bunde.
Lustgefühl keimet aus Bangen und Trauer,
Wonne besiegelt der Zärtlichkeit Schauer!

Mit verklärtem Angesicht'
Grüßt an theuren Grüften
Mancher Traurende das Licht,
Bei der Veilchen Düften;
Leben entkeimet dem Schooße der Erde,
Muthig drum, wenn ich zur Asche bald werde!

K. W. Justi.

---

3.

## Der Gesangstrom. *)

Des Liedes Woge stürmt und schlägt,
Gleich Wellen auf empörtem Meer.

*) Der Verfasser suchte die Aufgabe zu lösen, wie die Laufbahn des lyrischen Dichters in ihren vorzüglichsten Modifikationen darzustellen sey. B.

Doch niemand weiß, wer sie bewegt,
Wohin, woher?
Der Sänger selbst erkundet nicht,
Wohin sie führt und wo sie bricht.

Gewaltig, prächtig, wallt der Strom
Hier unter Eichwalds Baldachin,
Dort unterm blauen Sternendom,
Wohin, wohin?
Bald stürzt er sich, in Sturm uud Drang,
Laut donnernd über'n Felsenhang.

Sieh! Unten rieselt jetzt im Thal
Friedselig hin die Silberflut
Im lauen Frühlingssonnenstrahl.
Holdlächelnd ruht
Am Blumenrand die Schäferin,
Und äugelt nach dem Liebling hin.

Und sanfter, immer sanfter wird
Die Luft, und leiser tönt das Ach,
Das aus der Liebe Busen girrt
Am trauten Bach;
Bis Mondessichel, schön gekrümmt,
Im Spiegel tausendfältig schwimmt.

Ach! Abwärts eine Urne winkt.
Und, wie das Bächlein näher rollt,

In Klagelaut sein Rauschen sinkt,
Der Trauer Sold.
Die Thränenweide neigend taucht
Sich in die Flut, die Seufzer haucht.

Doch immer soll voran der Lauf;
Die Ebne dehnt sich stets bergab;
Nichts hält der Wellen Eile auf.
Hinab, hinab
In's Sandgefilde! Dort zum Teich,
Ihr Wellen alle, sammelt euch!

Dort stralt aus euch dem Andachtblick
Des Himmels ew'ge Sternenpracht,
Des Aethers Dunkelblau, zurück
In heilger Nacht;
Ihr flüstert in des Wallers Ohr,
Daß er nichts Ewiges verlor.

Vom alternden Cypressenhain
Umragt, du ernste stille Flut,
Harr' auf der Sonne Flammenschein,
Auf Himmelsglut,
Die aufwärts von dem Erdgebiet
Dein leztes Perlchen zu sich zieht.

Buri.

## 4.

## Der Moal Ommias. *)

Lang' hab' ich geweint über die edlen Söhne der
Fürsten von Mekka —
Ach die Gebeine waren zerschlagen, bleich und kalt
ihr Gesicht.
Als ich sie sah, füllt' ich mit Seufzern die Luft,
Wie tief im Walde die Taube, wenn man die Küch-
lein ihr nahm.

O weinet, ihr Mütter der herrlichen Söhne,
werft eure Stirn in den Staub,
Mischt eure Seufzer mit Thränen, füllet die Städte
mit Klagen. —

*) (Die Moals bei den Arabern und Aegyptiern sind Trauergedichte, in welchen man den Tod eines Helden, oder eines unglücklich Liebenden beweint. Abulfeda hat uns das Ende eines Moals aufbehalten, welches Ommia am Rande der Gruft anstimmte, in welche man seine Vettern, nach der Niederlage bei Beder, geworfen hatte. Folgendes ist eine etwas freie Uebersetzung desselben.)

Und ihr Frauen, die ihr den Leichnamen folgt, stimmet an den Trauergesang,
Unterbrecht ihn durch tiefe, schmerzvolle Seufzer. *)
Denn Mekka's Blum' ist entblättert, durch giftige Winde aus Osten!
Ach sie blühte so schön, die köstliche Blume! — nun ist sie verwelket. —

O daß ihr fallen mußtet in der Schlacht, starke mächtige Helden!
Daß die Schärfe des Schwerdts euch erreichte vom grausamen Feinde! —
Nun stehn sie betrübt die Fürsten des Volks, die Häupter der Stämme.

*) Diese Frauen sind die sogenannten Almés der Türken, Dichterinnen aus dem Stegreife, die ihren Gesang durch eine sprechende Pantomime, durch ausdrucksvolle Bewegungen des Körpers, und durch eine, dem Inhalte des Gesangs entsprechende Musik begleiten. Sie werden bei allen Auftritten des Lebens, bei frohen und traurigen Ereignissen gebraucht, und begleiten auch bei Beerdigungen das Gefolge mit Trauergesängen. Bei diesen Moals flößen sie durch ihre abwechselnd zärtlichen, rührenden und klagenden Töne eine Art von sanfter Melancholie ein, die unvermerkt zunimmt, und sich endlich in wehmüthige Thränen auflöst.

Wie ist das Antlitz von Weber so traurig, das Auge
von Mekka so trübe!
Fließet ihr Thränen, dort liegen die Helden —
Die Kraft des Volks ist erschlagen!
Hört meine Seufzer, sandige Wüsten,
Lindre den Schmerz, brennende Sonne! —

C. W. Spieker.

---

## II.

## Denkstein auf Karl Heinrich von Seibt.

---

Erst am 2ten April des vorigen Jahrs starb in seinem 74sten Jahre einer der achtungswürdigsten Veteranen der Literatur im katholischen Teutschland, der Senior der philosophischen Fakultät in Prag, der Ritter von Seibt. Seine Blüte fällt in das 7te bis 8te Jahrzehend des abgelaufenen Jahrhunderts. Das jetzige, nun in die Gegenwart versenkte Geschlecht wußte schon lange nichts mehr von dem Manne, dessen Stern schon seit länger, als 10 Jahren untergegangen zu seyn schien. Doch überlebte er, obgleich nur noch mit mattem Scheine fortglimmend,

den Mann, der ihm am meisten Abbruch gethan hatte. Denn dieser verließ Prag, wo Seibt noch immer fortlebte, sehnlich zurückgewünscht von vielen Edeln, die darum Seibts ältere Verdienste nicht verkannten. Einer der ältesten und treuesten Freunde Seibt's in Dresden, besitzt ein Portrait desselben von Röhmel aus Berlin im Jahre 1773 gemalt, welches die Züge des Mannes, die gewiß vielen seiner noch lebenden zahlreichen Zuhörer noch lebendig vorschweben, mit charakteristischer Aehnlichkeit wiedergiebt. Er ließ vor kurzem nach diesem Portraite einen Kupferstich von Bärsch in punctirter Manier verfertigen und da er selbst über die sorgfältige Ausführung wachte, so hat auch der Stich das Verdienst sprechender Aehnlichkeit, *) und daher es für alle Freunde und Verehrer Seibt's eine angenehme Erscheinung seyn wird.

Wir erinnern uns bei dieser Gelegenheit einer strengen Rüge, die Fr. Nicolai in seinen Reisen (Th. 5. S. 16.) über Seibt ergehen ließ. „Prof. Seibt, so heißt es in jener Stelle, wo dem

*) Es ist in der Waltherschen Hofbuchhandlung in Dresden zu haben.

„allzu eifrigen Katholizismus in Wien eben keine
„Ehrensäule errichtet wird, hatte sich unterstanden,
„die protestantischen guten Schriften seinen jungen
„Leuten in die Hände zu geben, um sie nachzuah-
„men. Er rettete sich vor einigen Jahren von der
„ihm deshalb erregten Verfolgung bloß durch den
„glücklichen Einfall, in der Geschwindigkeit ein ka-
„tholisches Gebetbuch herauszugeben. Mit
„diesem Schilde deckte er den Fehler, daß er mehr
„Einsicht und Ueberlegung gehabt hatte, als seine
„Landsleute." Hr. Nicolai ein nie anders, als
mit Achtung, zu nennender Veteran unserer Litera-
tur, hat in Berichtigung so mancher schief, oder nur
halbwahr erzählter, Anekdoten überall einen so rühm-
lichen Eifer für die Wahrheit bewiesen, daß es ihm ge-
wiß lieb seyn wird, das Einseitige und Unverbürgte,
was in den hier berührten Umständen von der Ver-
folgung, die Seibt erdulden mußte, ohnstreitig
liegt, aus ächten Quellen berichtigt zu
sehen. Können wir keine Blumen auf Seibts Grab
pflanzen — das mögen Andere thun, die ihm aus
dankbarer Erinnerung ein

Heil dir, denn du hast das Leben
Die Tugend mir gerettet, du!

zurufen können — so wollen wir doch wenigstens
eine Distel, die da hervorguckt, wegraufen. Denn

welche Brennnessel sticht heftiger, als der Vorwurf bloß um der Leute willen zu frömmeln und zu beten?

Der in den Annalen ächter und bescheidener vaterländischen Aufklärung stets mit Ehren zu erwähnende Verfasser der Klugheitslehre, Seibt, wurde oft von seinen dankbaren Freunden der Prager Gellert genannt und fand sich stets durch diese Vergleichung um so mehr geschmeichelt, als er wirklich seine vollendete Bildung den öffentlichen Vorlesungen und dem vertrauten Umgange Gellerts zu verdanken hatte *) und dies auch bei jeder schicklichen

*) Der vom Kaiser Joseph zum Ritter ernannte Carl Heinrich Seibt war 1733 (in Meusels 5ter Ausgabe 1738, in Ottos Lexicon oberl. Schriftsteller 1735?) in Kloster Marienthal geboren, von wo sein Vater dann Sekretär beim Budissiner Domstift wurde. Nach vollendetem Studiencursus zu Kosmanos und Prag, hörte er noch 5 Jahre lang in Leipzig über die Geschichte, Philosophie, die schönen Wissenschaften und die Rechte Collegia, und bildete sich da zum seegensvollen Lehrer auf der Prager Universität, wo er gerade im Friedensjahr 1763 wurde, was 50 Jahre früher zuerst Thomasius in Halle gewesen war, der erste deutsch lehrende Professor der Philosophie und des Geschmacks.

Gelegenheit dankbar rühmte. Vorzüglich pries er seinen Zuhörern Gellerts Frömmigkeit und sittliches Zartgefühl und suchte dies hohe Muster auch durch sein eigenes Leben und Thun, in sich selbst darzustellen. Zu seinen dankbarsten Zuhörern gehörte der kaiserl. Kammerherr und Gubernialrath Baron von Koz in Prag, ein Mann, dessen Edelmuth und Unbescholtenheit noch in dem Andenken vieler seiner Mitbürger fortlebt. B. v. Koz vereinigte seine Bitten mit mehrern seiner wärmsten Verehrer und Anhänger, um ihn zur Abfassung eines neuen, auch im Vortrag und Ausdruck veredelten christkatholischen Lehr- und Gebetbuchs zu bewegen. Ungern gab Seibt dieser dringenden und bis zum Ueberredungszwang *) steigenden Vorstellung nach, da diese Aufgabe eben nicht für die Lehrkanzel der schönen Wissenschaften und des teutschen Stils, wozu er bei der Carolo-Ferdinandea berufen war, nach damaligen Ansichten geeignet zu seyn schien. Endlich mußte er nachgeben. Der Druck des Gebetbuchs schritt nur langsam vorwärts, da Seibt mit ge-

*) Dieß Wort ist dem Griechischen sinnvollen πειθανάγκη nachgebildet. Wenn es nur nicht so hart klänge, vielleicht wäre es doch des Bürgerrechts nicht unwerth.

wissenhafter Sorgfalt immer mehr glättete und feilte und nur wenige Stunden der ihm kärglich zugemessenen Muße darauf verwenden konnte. B. v. Kotz hatte sich's daher zur freundschaftlichen Bedingung gemacht, daß so wie ein Bogen davon ausgedruckt war, ihm eine Aushängeprobe vom Verfasser selbst mitgetheilt würde, die er sehr werth hielt und sammelte. Während dieses so wenig beschleunigten Abdrucks (im Jahr 1778) trug sich nun die Verfolgungsgeschichte zu, die damals in Böhmen und in der Kaiserstadt selbst kein geringes Aufsehen erregte. Der damalige Appellationspräsident in Prag, Graf v. W . . . . , der nie zu Seibts Freunden gehört hatte, witterte in seinen Cathedervorträgen und Schriften eine sträfliche Anhänglichkeit an protestantische Muster und Vorschriften, und ein gewisser Bibliothekar, M**, der wegen großer Aergernisse seiner protestantischen Pfarrei an der Böhmischen Gränze entsetzt und dann mit seiner zahlreichen Familie von gutmüthigen Katholiken aufgenommen und befördert worden war, besorgte verstümmelte Abschriften von Seibts Vorlesungen und andere nur zu sehr verfälschte Actenstücke. So brachte man eine harte Anklage von gefährlichen Neuerungen und Irrlehren unmittelbar vor die große und fromme Kaiserin Maria Theresia, die sogleich befahl, die Sache

auf's

auf's Genaueste zu untersuchen, und unter dem Vorsitz des wahrhaft ehrwürdigen Prälaten Rautenstrauch eine Commission niedersetzte. Den merkwürdigen Gang dieser Untersuchung mag uns Seibt's Biograph ausführlicher erzählen. Er könnte sehr lehrreich werden, wenn unerschrockne Wahrheitsliebe auch hier noch, wie damals, das Protocoll führen wollte. Hier nur so viel. Noch ehe die Commission selbst den Beklagten, dem alle seine Papiere weggenommen worden waren, und der selbst nach Wien citirt wurde, loszusprechen vermochte, bat der edle von Kotz, ohne Seibten ein Wort davon zu sagen, um den Kammerherrendienst bei der Kaiserin, und eilte nach Wien. Beim ersten Vortritt zur Kaiserin that er einen Fußfall und bat für Seibten. Mit strafendem Unwillen rief die sonst so milde und huldvolle Monarchin: steh' Er *) auf und red' Er mir nie mehr von diesem Seibt! — Kotz hatte aus weiser Vorsorge die 12 fertigen Aushängebogen des Gebetbuchs in der Tasche, und ohne den Zorn

*) Es ist bekannt, daß die Kaiserin alle in Civilämtern stehende Diener mit Er, alle Geistlichen mit Sie anredete. Seltene Ausnahmen, worüber sich sonderbare Anecdoten erzählen ließen, waren um so mehr charakteristisch.

seiner allgeliebten Kaiserin zu achten, zog er sie hervor, legte sie auf den Schreibetisch der Monarchin und sagte: wer so denkt und schreibt, ist kein Verbrecher! Nur zwei Tage verflossen, und der Mann, den wir den Kammerherrn par excellence nennen möchten, weil nicht alle, die der goldne Schlüssel schmückt, sich selbst so aufschließen mögen, mußte seine Kaiserin in die Messe begleiten. Der Seibt schreibt schön! rief ihm mit forschendem Blick, doch entwölkter Stirn, die Monarchin entgegen. Und denkt schön! setzte der Kammerherr hinzu. Von Stund an änderte sich alles, und die gekränkte Unschuld wurde bald ganz gerechtfertigt. Die Kaiserin ließ sich über den Gang der Untersuchung fast täglich Bericht abstatten, und als das Urtheil ganz zu Gunsten des Beklagten gesprochen worden war, schrieb sie unverzüglich selbst folgendes Handbillet an den wackern Kammerherrn: „Melde Er seinem Freunde sogleich, daß er für unschuldig erklärt worden sey, damit er eine schlaflose Nacht weniger habe." Ein unvergeßliches Kaiserwort! Doch dies bedarf keines Commentars. Seibt bekam nun selbst eine Audienz, reichliche Entschädigung seiner Reisekosten und den Befehl, 50 Exemplare des Gebetbuchs, wenn es fertig sey, an sie zu schicken, weil sie es an ihrem Hofe einführen wolle. Zugleich foderte die Monar-

chin ihn sehr huldreich auf, sich zur Erholung noch einige Zeit in der Residenz aufzuhalten und alle Merkwürdigkeiten derselben zu besehen. Allein er verbat sich diese Gnade, weil seine Frau ihre Niederkunft erwarte. Gerührt von dieser ehelichen Zärtlichkeit, deren ganzen Werth sie zu fassen und zu würdigen wußte, drang sie nun selbst auf die Beschleunigung der Abreise und befahl ihm, mit Versicherung Ihrer Gnade, sich, wo ja wieder die Scheelsucht ihn anzutasten suche, unverzüglich an Sie selbst zu wenden. Es war der Monarchin nicht entgangen, wer eigentlich in Prag dies Inquisitionsfeuer angezündet habe. Nach wenigen Tagen überbrachte diesem durch den Ausgang des Processes mit Schaam bedeckten falschen Wichte eine Estafette von Wien ein Päcktchen von der Kaiserin, mit dem ausdrücklichen Befehl an den Grafen W....., es selbst dem Baron von Kotz im Namen der Kaiserin einzuhändigen. Letzterer erhielt zugleich eine Anweisung, das ihm vom Grafen v. W. zugestellte Packet selbst dem Professor Seibt zu übergeben. Es war ein Brillantenring von großem Werthe; aber den größten erhielt er durch beiliegende, von der Monarchin selbst geschriebene Worte: Meinem lieben Seibt, zum Andenken von Maria Theresia.

Der edle Seibt, der für so tiefe Kränkung so herrlichen Lohn empfieng, fand bald Gelegenheit, Böses mit Gutem zu vergelten. Der Unglückliche, dessen sich die Boßheit zur Herbeischaffung der nachgeschriebenen (durch arglistige Weglassung wichtiger Zwischensätze und mildernde Bestimmungen) verunstalteten Collegienhefte als verworfenes Werkzeug bedient hatte, stürzte sich, nicht allzu lange darauf, von der Brücke in die Moldau, und fand so seinen Tod. Seibt nahm sich sogleich seiner hinterlassenen Wittwe und Kinder redlich und werkthätig an und that alles, was in seinen Kräften stand, um ihnen ihr Fortkommen zu erleichtern. Dafür verschaffte ihm ein Zufall, wenn man nicht lieber auch darin den Finger der Nemesis erkennen will, noch von einer andern Seite eine besondere Genugthuung. Nicht lange nach jenen vielbesprochenen Verketzerungsversuchen kam der Herzog von Wirtemberg auf seinen gelehrten Reisen mit seiner Gemahlin, einer gelehrten Dame, auch nach Prag. Auch hier besuchte er die berühmtesten Lehrer in ihren Vorlesungen. Der Graf v. W... konnte sich nicht füglich der Auffoderung entziehen, den Herzog auch in die Seibtischen Vorlesungen zu begleiten, wo der fürstliche Zuhörer sich nicht wenig verwunderte, nicht nur einen sehr zahlreichen Kreiß von Studirenden, sondern

auch Anwesende von allen Ständen, die regelmäßig dies Collegium mit besuchten, anzutreffen. Beim Herausgehen ergoß sich der Herzog in verdiente Lobeserhebungen. Nicht wahr, sagte er zu seinem Begleiter, Sie führen mich noch einmal in diese schöne Vorlesung?

Unwandelbar und stets dieselben bleiben die Grundwahrheiten unserer heiligen Religion. Aber die durch sie geweckten und zum Himmel gehobenen Gefühle sprechen sich am liebsten und kräftigsten in der edelsten Sprache unserer Zeitgenossen aus. Darum mag jetzt der hell denkende und fromme empfindende Katholik wohl lieber zum katholischen Gebetbuche im Geiste der Religion Jesu (Prag, 1800), oder zum neuesten Erbauungsbuche (Dresden, 1805, zum Besten der katholischen Erziehungsanstalt) greifen. Aber auch Seibts durch so viele ächte und unächte Ausgaben vervielfältigtes Gebetbuch ist und bleibt noch für viele fromme Beter ein köstlicher und unveräußerlicher Seelenschatz. Und so lange das Andenken und der Gebrauch dieses Buchs in Seegen unter den Menschen bleibt, mögen auch die hier aus reiner Absicht mitgetheilten, wohlbeglaubigten Anekdoten unvergessen sich erhalten. Vielleicht erweckt dies einen noch besser unterrichteten

Mann, Hand ans Werk zu legen und uns Seibts Lebensgeschichte, am liebsten in Begleitung mehrerer, noch ungedruckter Schriften, aus seinem literarischen Nachlasse *) zu geben!

Böttiger.

*) Seine letzten Handschriften legte Seibt schon vor einigen Jahren in die Hände eines seiner Freunde, des Hrn. Professors Steinsky, nieder, um zum Besten seiner Familie nach seinem Tode Gebrauch davon zu machen. Seibt aß nur einmal des Tags, Abends um 8 Uhr, um mehr Zeit zu gewinnen. Aber unablässige Anstrengung und gänzlicher Mangel an Bewegung, zogen ihm in den letzten Jahren eine hartnäckige Hypochondrie zu. Aber auch da las und schrieb er täglich noch, so viel es die Umstände gestatteten.

## III.

# Ueber die Salzburgischen Tölpel. *)

(Auszug eines Tagebuches, vom Jahre 1804, auf einer Reise durch Salzburg.)

---

Den 4. Sptbr. Warum machen den tiefsten Eindruck auf unser Gefühl diejenigen Gegenden, wo aus den sichtbaren Spuren eines großen Umsturzes neues jüngeres Leben voll Anmuth und reizender Schönheit aufstand? Ist es nicht der Geist der ewig schaffenden und leitenden Huld, der dem Gemüthe begegnet, und ihm selige Ahnungen von der Dauer alles geistigen Lebens zuweht? Dieser Gedanke begleitete mich ununterbrochen bei unserer heutigen Wallfahrt. Durch malerische Landschaften, die uns schon bekannt waren, gelangten wir nach Gälling: wir wurden in diesem Dorfe durch den Anblick der ungeheuren Menge Cretins, über welche ich weiter hin mehr sagen

*) Dieß in dieser Bedeutung schon aufgenommene Wort, würde man dem, von Campe etymologisch nachgebildeten Kreidling, vorziehen.

B.

werde, zur schmerzlichsten Wehmuth gestimmt. Eine Wohlgestalt zog unter dieser, von der Natur so versäumten Menschenklasse unsere Blicke auf sich: Die Wirthin der Dorfschenke wandelte unter den entstellten Menschenfiguren wie eine wohlthätig schöne Fee, die noch die gräßliche Verzauberung der mit Fluch belegten Gestalten ihrer Umgebung nicht lösen darf, aber dennoch, mit Wohlgefallen, ihren traurigen Zustand versüßt. Aus einer benachbarten Berggegend hatte der freundliche Gastwirth sich sein hübsches Weibchen geholt: auch zeigte sich an ihm noch keine Spur des Kretinismus. Reinlichkeit und freundliche Dienstleistung bereiteten unser Frühstück. Der Anfang unserer Wallfahrt prüfte unsern Muth; wir mußten über einen, mehrere hundert Schritte langen, hohen und schwankenden Steg gehen; zwar hatte er zu beiden Seiten eine Lehne, aber einige der Balken, auf welchen wir giengen, waren halb verfault. Wir sahen nicht nur von dieser unsichern Höhe herab den wilden Strom zwischen den Spuren ehemaliger Ueberschwemmung hinrauschen; sondern wir erblickten durch die Zwischenräume der Balken des schwankenden Steges die reißenden Wellen der grünlichen Flut noch unter unsern Füßen forttoben. Nach diesem Furcht einflößenden Gange erwarteten uns einige Korbwagen, jeder mit einem Pferde be-

spannt; ganz denen ähnlich, deren man sich in Kurland bedient. Schöne Jugendbilder aus dem geliebten Vaterlande traten vor meine Seele, und erweichten noch inniger das Gemüth für den Genuß der reizvollen Gegenwart. Bei einer Wassermühle stiegen wir aus unsern Korbwagen hinaus. Die Bauern, welche uns gefahren hatten, wurden unsere Führer in dieser feierlichen Wildniß. Der meinige zeigte troß seiner rohen Sprache, viel Gefühl für Naturschönheit. Wir wandelten auf einem bequemen Fußpfade zu den erhabensten Naturscenen hinauf. Fürst Schwarzenberg hat hier, so wie zu Eiche, den Freunden großer Naturgemälde gangbare Wege eröffnen lassen. Auf unserer Fahrt zur Wassermühle sahen wir Harzgegenden in vergrößertem Maßstabe. Schon die Majestät dieses Anblickes erfüllte uns mit heiligem Schauer. Wir hörten das Rauschen des Schwarzbaches, ehe wir den Bergstrom selbst sahen; bald erblickten wir ihn, wie er über widerstehende Felsentrümmer zürnend hinbraust; bald sahen wir ihn wieder ruhig fließen. Die schroffen Abhänge, die wir hinauf wanderten, sind mit Lerchenbäumen und dunklen Tannen bewachsen, die mit einer malerischen Schattirung von Grün die gewaltigen Felsenmassen bekleiden, von welchen hinab man nicht ohne Schauer in die Wildniß der Tiefe

blicken kann. Unerwartet befanden wir uns in einer lichten Staubwolke, die der Wasserfall bildet, welcher über ein dunkles Felsengewölbe, im Schatten ehrwürdiger Fichten und Lerchenbäume, niederrauscht; dann, über ein Chaos von Steinen strömend, den Schwarzbach bildet. Er fällt von einem mehr als 140 Fuß hohen, sanft gewölbten Felsen hinab, wird immer breiter, und sinkt als Silberstaub nieder. Eine Menge Wasserfälle entquellen diesem hohen, breiten, feierlich gewölbten Felsen, an dessen Fuße die ganze Wassermasse, wie eine glänzende Staubwolke sich fortwälzt. Hoch über diesem merkwürdigen Wassersturz sieht man eine graue Felsenhöhle mit dunkeln Tannen umwachsen; aus dieser Höhle rinnt ein Kristallquell sanft in die schöne Kaskade nieder, wie eine stille Erscheinung, die das laute Gewühl mit sich fortreißt. Die umher ruhende Waldeinsamkeit dieser Gegend, im Kontraste mit dem lebendig eilenden Wassergetöse, laden zum Denken ein, und erinnern an das kreuzende Treiben und Wirken der Welt. Mit ernsten Betrachtungen erfüllt, gelangten wir durch mancherlei Wendungen zu einer Stelle, die den prächtigen Wasserfall in hoher Herrlichkeit erscheinen ließ. Das Woher und Wohin — das Beginnen und Fortströmen war uns verhüllt.

Durch einen gewaltigen Stoß vom Felsen ab schien die Kaskade in der Luft zu schweben, prangend in voller Sonnenverklärung! Ein Felsenbecken nimmt hier die glänzende Wassermasse auf. Von dieser Stelle blickt man in eine grausende Wildniß hinab: hinter ihr leuchtete, wie durch einen zurückgeworfenen Vorhang, das besonnte Grün einer fernen Alpe herein. Wir stiegen höher, und bald öffnete sich die Aussicht auf ein weites Amphitheater von Bergen. Neben uns, und uns entgegen, rollte in tief bewachsenen Felsenufern der tobende Schwarzbach. Auf dem rechten Ufer gelangten wir endlich zu der merkwürdigen Stelle, wo dieser Waldstrom seinen ersten prächtigen Niedersturz feiert. Von einem Ufer des tiefen Felsenbettes zum andern hat sich ein hoher Bogen, gleich einem Felsenthore, gebildet. Hinter der Oeffnung dieses gewölbten Bogens fällt die Wassermasse nieder und stürzt glänzend ins Freie hinaus. Der Wasserfall erscheint durch den Bogen wie ein silberner Vorhang, der vor einem geheimnißvollen romantischen Heiligthume niederfällt. — Wir standen auf dem rechten Ufer des Wasserfalles, und wendeten uns links; so erstiegen wir eine weit herrschende Anhöhe und kamen zu einem Punkte, wo wir nicht nur das von der Salza durchschlängelte Thal, sondern auch die verschiedenen Wasserfälle des

Schwarzbaches mit einem Blicke übersahen. Welch' ein Wechsel der Scenen! hier eine romantische Wildniß für Salvator Rosa's Pinsel! — dort ein freundliches Thal, voll Leben und Licht! Warum fesselte uns der Anblick des tobenden Schwarzbaches, mit allen seinen wilden Krümmungen und düstern Umgebungen mehr, als das erleuchtete, ruhige Thal? —

Den 8ten Septbr. Schon oft habe ich der in Salzburg so häufigen Cretins erwähnt. Die Ursachen dieser traurigen Erscheinung, sind noch nicht vollständig enthüllt. Aber von einer menschenfreundlichen frommen Regierung ist zu erwarten, daß sie, wenn die Beobachtungen des Arztes Herrn Doutrepont zu einer gewissen Vollendung gedeihen, diejenigen Maßregeln ergreifen werde, die geeignet sind, diesem physischen und moralischen Uebel kräftig entgegen zuwirken. Eine Mitursache des Cretinismus liegt ohnstreitig in der frühern Erziehung. Fast ganz allgemein herrschend ist in Salzburg die widernatürliche Sitte, daß die Mütter den Kindern, die denselben von der Natur angewiesene Nahrung versagen, und ihnen dafür einen Mehlbrei reichen, der die zarten Eingeweide ausdehnen, die ganze Organisation vergröbern, und so das Instrument der Seele

unfähig machen muß, reine Töne des Lebens hervor zu bringen. Herr Doutrepont hat bewirkt, daß einige Mütter des vornehmen Standes den übrigen Abstufungen ein löbliches Beispiel geben, dem Rufe der Natur zu folgen; und die Erfahrung fängt schon an, den Bemühungen dieses edeln Arztes einleuchtend beizustehen. Eine Hauptursache des Cretinismus aber liegt in der Lokalität. Die tiefsten kaltfeuchten neblichten Thäler bringen die meisten Mißgestalten hervor. Auf hohen Gegenden verliert sich die Spur ganz. Auf Ebenen rechnet man unter 12,000 Menschen 170 Cretins. Letztere Zahl nimmt im Verhältnisse der absteigenden Tiefe zu. Je unbewohnter eine solche Niederung ist, je weniger Feuerstätten sie enthält: desto gräßlicher tritt die Erscheinung des Cretinismus hervor. Man versicherte mich, daß in der Nähe der Stadt Salzburg ein kleines einsames Dorf durchaus von lauter Mißgeschöpfen von allen Graden bewohnt sey. Sollten diese Thatsachen nicht bedeutende Winke für die Regierung seyn? Der Umfang des Cretinismus beginnt tief unter der Stufe der Thierheit, und steigt so gradweise zur reinen Menschenbildung auf. Man nimmt vier Classen des Cretinismus an. Geschöpfe der niedrigsten Gattung gelangen selten zu einem Alter von 15 Jahren und erreichen nur die Größe eines sechs-

jährigen Kindes. Sie sind taubstumm, scheinbar gelähmt an allen Gliedern, wirklich gelähmt am After und der Urinblase; denn diese unglücklichen Geschöpfe kann man nicht bis zur Reinlichkeit eines Hundes erziehen. Sie lernen durchaus nichts; ihr Leben ist bloß Vegetation, sie können nur fressen: haben ein rundes, sich in die Breite ziehendes Gesicht, sehr hervorragende Backenknochen, eine dicke eingedrückte Nase, rundere Kinnladen, als andere Menschen, einen großen immer offenstehenden Mund, sehr dicke Lippen, kleine starre Augen, eine flache Stirn, erdfahle Gesichtsfarbe, ein sehr flaches Hinterhaupt, in senkrechter Linie mit dem Rückgrat.

Die zweite Klasse dieser Menschen haben schon mehr ein thierisches Leben; sie lernen gehen, und können zur Reinlichkeit angehalten werden. Haben übrigens die nämliche Physiognomie, sind sehr klein, und gelangen auch selten über das Alter von 15 Jahren. Diese Gattung ist häufiger, als die erste.

Die dritte Klasse hat gleichfalls noch eine kleine Figur, eine schon etwas gemilderte Cretinsphysiognomie. Das Leben dieser Gattung schwebt zwischen Thier und Menschen: doch lernt sie noch nicht spre-

chen, ob zwar sie schon hört; die umgebenden Gegenstände, und Wege kennen lernt, auch zu kleinen häuslichen Geschäften zu gebrauchen ist; und Geschlechtstriebe fühlt. Diese Gattung ist sehr häufig vorhanden. Noch häufiger aber ist die vierte Gattung; diese wird größer, oft so groß als andere Menschen, und die Fexenphysiognomie drückt sich bei dieser Gattung minder aus. Diese Cretins haben schon einen Grad von Kultur des Verstandes; sie lernen sprechen, obgleich sehr undeutlich, sind schon mehr zu allerlei Verrichtungen zu gebrauchen, unterscheiden Recht von Unrecht, haben Begriffe von Strafen, fühlen starken Geschlechtstrieb, und haben einen Hang zu allen starken äußern Eindrücken: sie lieben das Geld, und kennen dessen Werth, nur gränzt ihr ganzes Wesen an Wahnsinn. Von diesem Grade steigt es allmählig hinauf, bis zum völligen Verschwinden des Cretinismus.

Wir sahen im Salzburgischen an verschiedenen Orten alle Gattungen dieser Thiermenschen. In Salzburg selbst führte man mir zwei Familien zu, davon jede einige Cretins unter ihren Kindern hatte. Das eine Ehepaar zählte unter 8 Kindern 6 Cretins, die zu der vierten und dritten Classe gehörten. Der eine Cretin der dritten Klasse war ein achtjähriges Mädchen,

kaum von der Größe eines vierjährigen Kindes: und der einzige Begriff, den das arme Geschöpf zeigte, war — daß, wenn man seine Hand an das Licht bringen wollte, es die Hand wegzog: gab man dem Geschöpf zu essen, dann griff es gierig nach der Speise, und lächelte wie der Wahnsinn. Ein Mädchen und ein Knabe, die zur vierten Klasse gehörten, und älter waren, standen noch nicht auf der Stufe der Bildung, daß sie bis 10 zählen konnten. Nur bis 4 wußten sie die Folge der Zahlen, und als ich es dem ältern Geschwister dieses Mädchens fragte, warum die jüngere Schwester das Licht nicht angreifen wolle, erwiederte ein gräßlicher Ton: brennt. — An Gefräßigkeit waren alle sich gleich. Der siebenjährige Knabe, kein Cretin, verrieth freilich auch wenig Geist; aber er hatte eine ganz andere Physiognomie, als sein Geschwister, war viel größer, als das Mädchen, und gab zweckmäßige Antworten. Auch aß dies Kind mit mehr Anstand, und griff nach dem Gelde nicht mit der Gier seines Geschwisters. Die Mutter dieser Kinder hatte selbst eine Cretins-Physiognomie, und war sehr beschränkt. Der Vater ohne alle Spur von Cretinismus, war ein fleißiger Handwerker: auch war aus der Ehe seiner Aeltern kein Cretin geboren; aber die Familie der Frau neigte schon zum Cretinismus hinüber.

Das

Das andere Paar war gegenseitig beschränkt, und hatte vier Kinder, die mehr und minder Cretins waren.

Dies Ehepaar, voller Aberglauben, hoffte, die Kinder durch Weihwasser von der Mißgestaltung zu befreien: Blieben sie aber dennoch, meinte es, Fexen: so sey auch dies ein Seegen für ihr Haus; und die Geistlichkeit ermangelt nicht, dies Vorurtheil beim Volke zu unterhalten. Vielleicht hat sie hiebei die menschenfreundliche Absicht, die unglücklichen Aeltern über das Daseyn dieser Geschöpfe zu trösten, und letztern eine liebevolle Pflege zu bereiten. Aber besser wäre es, wenn den Aeltern richtigere Begriffe über physische und moralische Erziehung beigebracht, die Ehen zwischen Cretins, so viel als möglich verhindert, und die Gewalten des Aberglaubens mit Vorsicht, aber redlich bekämpft würden; denn auch hier beim Cretinismus treibt der Aberglaube sein Spiel. Er hat ihn, wie einst das Alterthum den Wahnsinn, geheiligt. In einigen Gegenden des Walliser Landes werden Cretins als eine Seegnung des Himmels verehrt, und kultivirt: welches denn freilich sehr geeignet ist, den Cretinismus fein ordentlich fortzupflanzen.

Man hat bemerkt, daß in protestantischen Familien solcher Schweizergegenden, wo der Cretinismus herrscht, dies Uebel weniger als in katholischen Familien statt findet. Unter den, im vorigen Jahrhunderte von Salzburg ausgetriebenen 30,000 protestantischen Bürgern hat sich die Spur des Cretinismus ganz verloren. Sollte diese Thatsache nicht ein bedeutender Wink für die Regierung seyn? Eine vernünftige moralische Erziehung reicht aber nicht allein hin, dies Uebel ganz auszurotten. Auf gesunde Luft dringt die Beobachtung, die sich um diesen Gegenstand bekümmert hat. Die Industrie die man verstieß, muß wieder herbei gerufen, die Bevölkerung befördert, und weggeschafft aus den nächtlichen Thälern müssen die Einwohner werden. Eine nicht wenig zur Mißbildung und Stumpfsinnigkeit des Salzburgischen Volkes mitwirkende Ursache ist die tiefe Verarmung, in welche der größte Theil desselben versunken ist. Mit Grauen und Entsetzen erfüllte mich der Anblick des Bettlergewimmels, welches in Lumpen gehüllt, mit halbthierischem Geheul meinen Wagen bestürmte und um Almosen schrie. Landeigenthum besitzt der Dorfbewohner nicht, oder wenig; es ist in den Händen der Stiftsgeistlichkeit. Die tiefe Armuth nöthigt das Landvolk zu den elendesten, rohesten Nahrungsmitteln, welche

denn auf ihre physische Existenz den nachtheiligsten Einfluß haben; so wie die physische Existenz hinwiederum auf die geistige Entwickelung abstumpfende Wirkungen äußert. Die starrende thierische Stumpfsinnigkeit der Aeltern erbt sich auf die Kinder fort. Wenn es so bleibt, wenn die Regierung nicht eingreifende Maßregeln dagegen nimmt, so ist sehr zu fürchten, daß nach und nach das Volk immer mehr zur Dumpfheit des Cretinismus hinabsinken werde. — Wenig wird indessen selbst eine verbesserte moralische Erziehung des Landvolks wirken, wenn nicht zugleich der drückenden Armuth abgeholfen wird, welcher das unglückliche Volk Preis gegeben ist. Wenn sich hingegen die Regierung, mit Zutretung der begüterten Geistlichkeit entschließen könnte, ihre Aecker und Wiesenbesitzungen gegen ein gewisses Abgabenverhältniß unter die dürftigen Unterthanen zu vertheilen: so würde dadurch ein bedeutender Wohlstand herbeigeschafft werden, der mit zutretender Hülfe eines verbesserten Schulunterrichtes auf dem Lande, geeignet seyn würde, wenigstens die Nachkommenschaft der, der Menschheit entsunkenen Menschengeschöpfe zu ihrer Bestimmung wieder zu erheben. Weder die Regierung noch die Geistlichkeit könnte dabei verlieren, wenn die Verleihungen ihrer Güter von 6 zu 6 Jahren, oder nach einem andern Zeitverhält-

nisse geschähe: und was gewönne das Ganze! was gewönne die Menschheit!

E . . . v. d. R.

---

## IV.

## Kunstnachrichten.

---

### 1.

Ossians Gedichte in Umrissen. Erfunden und radirt von J. C. Ruhl, Bildhauer in Cassel. Zweites Heft. St. Petersburg und Penig, bei Dienemann und Komp. 1806. (Preis 4 Rthlr.) *)

Durch Ossians herrliche Dichtungen — gleichviel, wann und durch wen uns diese Zauberwelt eröffnet worden sey! -- hat der zeichnende Künstler

*) Seit diese Anzeige geschrieben wurde, ist auch das 3te und letzte Heft dieser ossianischen Umrisse von dem wackern Prof. Ruhl in Cassel erschienen, welches gleichfalls mehrere sehr plastisch gedachte Compositionen enthält. B.

einen reichen Stoff zu den interessantesten Darstellungen erhalten, und es ist zu verwundern, daß man nicht schon früher und öfter aus dieser ergiebigen Quelle geschöpft hat! Mag Ossian immerhin der Name einer hochländischen Bardenfamilie aus späteren Zeiten, und der wahre Name des hochherzigen Sängers jener letzten begeisternden Stimmen der Heldenzeit für eine schwächere Nachwelt verloren gegangen seyn; mag die Zeit und der feinere Kunstsinn des spätern Sammlers und Ordners jenen Heldengesängen eine etwas veränderte, dem gebildeten Zeitalter angemessenere Gestalt gegeben, und Helden und Barden veredelt haben; so steht doch für uns ein wunderbar=ergreifendes Ganzes, eine Welt voll trefflicher Dichtungen da, so existirt doch für unsere Phantasie ein preißwürdiger Held und Barde Ossian, der uns, wie sein großer Vater Fingal, noch mehr, als die Homerischen Helden, anzieht, weil wir hier Menschlichkeit mit tapferm Muthe im schönsten Bunde wahrnehmen, und die beleidigten Heroen sich an ihren Feinden nur durch Großmuth rächen. Mögen diese Helden gewesen seyn, wer, und gelebt haben, wann sie wollen; genug, der unsterbliche Gesang hat sie auf seinen Flügeln hoch über die gewöhnlichen Sterblichen emporgetragen; auch als Söhne einer verschönernden Sage sprechen Fingal,

Ossian, Oskar und andere Ossianische Heroen jedes fühlende Gemüth mit Innigkeit an.

Mag immerhin der feinsinnige Mac-Pherson zerstreuete Volkslieder und Sagen der Vorzeit benutzt, einen Schatz lyrischer und elegischer Ergießungen in Epopöen umgewandelt, und seine Helden und Barden, — gegen die allgemeine Volkssage — in ein zu frühes Zeitalter, — etwa sechs Jahrhunderte zu früh — versetzt haben, so behalten dennoch diese helldunkeln Gemälde aus der hochländischen Heldenzeit, diese bald durch feierlichen Ernst, bald durch rührende Töne der Liebe und Wehmuth entzückenden Gesänge, als Kunstgebilde, dichterische Wahrheit und bleibenden Werth, und der denkende Künstler, der uns diese Kunstgebilde eines reinen Gemüthes in geistvollen Umrissen darstellte, verdient unsern wärmsten Dank.

Hr. Prof. Ruhl, Hofbildhauer zu Cassel, ist dieses Dankes werth! Er betritt mit Ruhm dieselbe Bahn, worauf Flaxmann so vielen Beifall eingeärndtet, und die auch neulich zwei talentvolle junge Künstler, welche uns mit einem sehr gefälligen Werke in Umrissen beschenkten, *) rühmlich betreten

*) Leben und Tod der heiligen Genovera. In XIV Platten von den Gebrüdern Kanz und

haben. Hr. Ruhl stellt uns in seinen Ossianischen Helden und Frauen Menschen auf, welche uns zwar sogleich an die Helden-Epoche der Griechen erinnern, die aber auch das eigene Gepräge der hochländischen Nebelgestalten, die leicht wie Lüfte vorüberschweben, nicht verleugnen, und hat bei diesem ganzen Unternehmen eben so viele Erfindungskraft, als Darstellungsgabe bewiesen. Der N. T. Merkur hat schon einigemal dieser schönen Umrisse erwähnt. *)

Johannes Riepenhausen. Frankfurt a. M. (bei Varrentrapp) 1806 in gr. Fol. Man kann viel Gutes von diesen zart gedachten und kräftig ausgeführten Umrissen sagen, und erschöpft doch das Lobenswürdige nicht, das in ihnen ist. Ja man kann sogar über das Zurückgehen in das Kindesalter der gedichteten und gezeichneten Legende ganz anderen Sinnes seyn, und es wohl gar ein repuerascere et vagire in cunis nennen wollen, und wird doch der Erscheinung, als einem Kunstprodukt, gar gern seinen Beifall geben. B.

*) Auch über die Aechtheit oder Nichtächtheit der ossianischen Gesänge ist in dieser Zeitschrift mehrmals die Rede gewesen. Die Aechtheit derselben vertheidigt unter andern ein Aufsatz im Jahrgang 1802. 3 Bd. S. 153 fg. Die Unächtheit behauptet, aus kritischen Gründen, der ehrwürdige Sprachforscher, Hr. Hofr. Adelung, in dem gegenwärtigen Jahrgange des N. T. Merkurs, 2. Bd. 5. u. 6. Stück.

Auch die den Umrissen beigegebenen Erklärungen von Hrn. Heinze, worinne jedesmal die in Kupfer dargestellte Szene nach Denis Uebersetzung des Ossian, mit Hindeutung auf die Heroldische Verteutschung, angegeben wird, sind eine schätzbare Zugabe.

Vor Kurzem ist das zweite Heft dieser Umrisse in 12 Blättern erschienen. Da uns hiervon noch keine öffentliche Anzeige zu Gesicht gekommen ist, so wird man hier eine kurze Uebersicht dieser Blätter nicht ungern lesen.

Das zweite Heft enthält folgende Szenen: XIV. Oskar bringt Annir seine Tochter zurück. Ein trefflich gehaltenes Blatt! Nur scheinen die meisten Personen einen etwas zu griechischen Anstrich zu haben. Oskar z. B. hat einen griechischen Helm, Leibrock, Panzer und Mantel. Der vor ihm hergehende Barde hat eine Leier in seiner Hand, die bei den Hochländern nicht üblich war; richtiger erblickt man dagegen in der Hand des neben Annir lauschenden Skalden eine Harfe. Auch scheint der Jüngling Oskar, — übrigens eine edle Heroengestalt — ein zu ältliches Ansehen zu haben. XV. Armar will Daura retten. Ein wohl-

gelungenes Blatt! XVI. Brassolis stirbt vor Gram bei Grudars Leichnam. Brassolis liegt an der Brust ihres heißgeliebten Gefallenen. Ihr abgewandt stehender Bruder bereut zu spät das angerichtete Unglück. XVII. Komal beurlaubt sich von Galbina. Hier wird auch der strenge Kritiker kaum etwas mehr, als die Stirne und das Kinn des Jünglings zu tadeln finden. XVIII. Fingal empfängt Fainasollis aus dem Nachen. Ein, bis auf die Arme und Brust der Fainasollis vortrefflich gehaltenes Blatt! XIX. Agandekka erscheint Fingal'n. Agandekka's Geistergestalt ist sehr gut ausgeführt; auch Fingals Kopf hat viel Ausdruck. XX. Getschossa erblickt die blutende Seite ihres geliebten Lambergs. Lamberg ist nackend, und nur zum Theil von einem Mantel bedeckt, vorgestellt. XXI. Lochlins Gebieter giebt Tremnor seine Schwester. XXII. Die Töchter von Morven entdecken mit Schrecken Lethmons Kriegsheer. Jede dieser fünf weiblichen Figuren hat etwas Charakteristisches. XXIII. Darthula stürzt erblassend über Nathos Leichnam. Sollte nicht hier Nathos Leichnam zu lang ausgefallen seyn? Darthula's Figur hat dagegen viel Ausdruck. XXIV. Der Geist Kolmars erscheint

Kuthullin. Kolmars Geist ist, wie überhaupt die von Hrn. Ruhl dargestellten Geister-Erscheinungen und Traumgestalten (im 1. Hefte) mit reicher Einbildungskraft ausgeführt. Hier haben auch die im Hintergrunde stehenden Barden, wie es das hochländische Kostüm erfordert, Harfen. XXV. Der Tod Oskars. Auch dies Blatt ist eins der vorzüglichsten. Ueberhaupt scheint uns die zweite Lieferung noch manche Vorzüge vor der ersten, hauptsächlich in Absicht auf festere Führung der Nadel, zu haben. Das Einzige, wogegen eine strenge Kritik noch etwas einwenden dürfte, möchte die Zeichnung einiger Füße seyn, wiewohl diese kleinen Unregelmäßigkeiten eher Fehler der Nadel, als der Zeichnung seyn mögen.

Wir haben das gerechte Zutrauen zu unserem kunstliebenden Publikum, daß es ein Unternehmen, das mit so viel Geist begonnen, und mit so viel Glück ausgeführt worden ist, — zumal bei einem so sehr billigen Preiße, — auch möglichst unterstützen werde. Als Folge Ossianischer Darstellungen ist diese schöne Sammlung einzig in ihrer Art. Möge das dritte und letzte Heft recht bald nachfolgen!

Marburg. K. W. Justi.

---

## 2.

## Ueber die Ausstellung der Berliner Kunstakademie im Herbst 1806.

(Fortsetzung. Zweiter Brief.)

Berlin im Januar 1807.

Vor den Kunstkreisen wendet man sich billig zuerst zu den Werken der Plastik, zu den Erzeugnissen in runder und erhabener Arbeit. Denn es ist weder fein, noch billig, der jüngeren Schwester früher zu huldigen, als der älteren. Es müßte denn die Irene, die holde Friedenshora seyn, die wir hier zu Lande allerdings jetzt noch weit früher und herziger begrüßen möchten, als die ältere Eunomie und Dike, die dann wohl selbst mit zurückkehren würden, wenn nur jene erst da wäre. *) Und ist nicht die Sculptur die ältere, die Malerei die jüngere Tochter der Graphik?

Folgen Sie mir also, mein theurer Freund, auf

*) Wie aber, wenn nach dem ächten Stammbaume alle 3 Schwestern Drillinge wären, und von Primogenitur hier gar nicht die Rede seyn könnte?
B.

einige Augenblicke in den Saal der Bildhauer (?), oder auch nur im Verzeichnisse, das Sie ja längst in den Händen haben, zum 4ten Abschnitte. Es ist da Manches wohl einer sehr aufmerksamen Kunstbeschauung werth.

Sie wissen, daß unser wackerer Vicedirector und Hofbildhauer Schadow durch die höchste Behörde unmittelbar beauftragt wurde, Entwürfe und Skizzen zu dem im Mansfeldischen, Preußischen Antheils, zu errichtenden Ehrendenkmal auf Luther zu verfertigen, und daß er deswegen vorigen Sommer eine besondere Reise und Localbesichtigung vornahm. Luther war also bisher sein Tag- und Nachtgedanke. Er machte treffliche Vorstudien dazu in Buchstaben und Bild. Das erste Resultat derselben zeigte sich in der diesmaligen Ausstellung, wo wir ein doppeltes Modell zu einer Statue in Bronze, wie sie etwa als Mittelpunkt jenes Monuments gedacht und ausgeführt werden könne, mit vielem Vergnügen sahen. Das Modell in Gyps hatte eine etwas veränderte Kopfrichtung von dem bronzirten. Aber das bronzirte schien doch den Τετραγονον ἀνηρ, den Mann von gediegener Festigkeit und festgedrängtem Körperbau, noch charakteristischer auszudrücken. Schadow dachte sich aus guten historischen und artisti-

schen Gründen Luthern untersetzt und nicht groß. Aber das Modell gab darum doch den Begriff eines großen Mannes. Nur über die Kleinheit des Kopfes waren nicht alle mit dem denkenden Künstler einverstanden. Es ist aber eine bekannte Sache, daß auch die großen Bildhauer des Alterthums, selbst bei colossalen Bildern, selbst in Glykons Hercules, die Köpfe etwas kleiner gehalten haben. Doch darüber wird sich ja wohl Hr. Schadow, der es schon längst bewiesen hat, daß er neben dem Meißel auch die Feder geschickt führen kann, zu seiner Zeit selbst erklären. Außer diesem Modelle sehen wir auch eine colossale Büste des preißwürdigen Gottes-Mannes Luther. Man kann von ihr in der That nicht Gutes genug sagen. Die treffendste Aehnlichkeit, so weit wir aus gleichzeitigen berühmten Bildwerken, Gemälden, Münzen darüber urtheilen können, mit Kraft und Muth paart sich in diesem herrlichen Brustbild. Das Wort: eine feste Burg ist unser Gott, schwebt auf diesen Lippen. *)

*) Der Künstler wird, wie wir durch eine Privatnachricht wissen, Liebhabern einen Gypsausguß von diesem schönen Werke für 2 Frd'or besorgen. Will man ihn, wozu sehr zu rathen ist, bronzirt haben, so kostet er 2½ Frd'or.

B.

Später hat Schadow auch noch eine große, figurreiche Zeichnung zu einem Basrelief entworfen, das Anschlagen der Thesen an die Schloßkirche vorstellend. Kenner, die sie gesehen, sprechen mit großer Zufriedenheit davon. Auch soll sie den Beifall Denon's, der Schadow's Kunstwerkstätte einige Mal besuchte, ganz vorzüglich erhalten haben. Vielleicht läßt sich der Eigensinn des Künstlers, der von einer bloßen Skizze im Voraus nicht gesprochen haben will, diesmal zu einer Ausnahme bewegen, und sich bereden, einen Umriß davon für das Morgenblatt zu gestatten, wozu er neuerlich aufgefordert worden ist. Da gäbe es vielleicht Veranlassung zu mancher heilsamen Discussion.

In des wackern Vaters Fußtapfen verspricht der Sohn zu treten, der eine Copie des Apollo von Belvedere in Gyps und ein Bas-Relief von seiner eigenen Erfindung ausstellte. Die Copie in der halben Größe des göttlichen Urbilds ist gewiß brav und mit vielem Verstande ausgeführt. Die Aufgabe war nicht leicht. Aber sie ist hier so gut gelöst, als unter vorwaltenden Umständen nur möglich war. Selbst in diesem verjüngten Maßstabe ist der pythische Gott kein zarter Apollino geworden. Zur Aufstellung in Zimmern und kleinen Sälen dürfte diese

Copie vorzüglich geschickt seyn. Es ist schon eine Form darüber gemacht worden. Das Relief, welches den in den Xenofontischen Denkwürdigkeiten beschriebenen Besuch des Sokrates bei der schönen Theodota darstellt, hat mehrere sehr gelungene Partieen. In einer Anzeige der diesmaligen Ausstellung im Journal des Luxus und der Moden wurde durch eine Verwechslung dies Relief Schadow, dem Vater, zugeschrieben, der doch hier höchstens nur mit seinem Rathe beigestanden hat.

Man wird von einem Versuche in diesem Alter nichts Vollendetes erwarten, und es war nicht schwer, am sitzenden Alcibiades und nachschreibenden Xenofon allerlei historische und artistische Ausstellungen zu machen. Aber die zwei Hauptfiguren, Sokrates und Theodota, waren gewiß sehr gut gedacht und voll Ausdrucks. Schon das verdient gelobt zu werden, daß der junge Künstler sich nur eine solche Situation wählte, und nicht in die Tragödie oder den Parenthyrsus verfiel.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## V.

# Literarische Nachrichten aus dem österreichischen Kaiserthume.

---

Im September 1806.

Der Redacteur der neuen Annalen der Literatur des österreichischen Kaiserthums, Herr Franz Sartori, ist ein sehr humaner, kenntnißreicher Mann. Er wird sich bestreben, den renommistischen Ton aus den neuen Annalen zu verbannen, den einige Recensenten in den alten Annalen anstimmten. Das erste Stück erscheint im Januar 1807. Die neuen Annalen werden nicht bloß, wie bisher, Recensionen und literarische Nachrichten enthalten, sondern auch Abhandlungen über philosophische, juridische, medicinische, physische, naturhistorische, ökonomische, technologische, geographische, statistische, historische, ästhetische, pädagogische und artistische Gegenstände. Naturgeschichte, Geschichte, Geographie und Statistik bleiben ausschließlich auf vaterländische Gegenstände beschränkt, so wie die Abhandlungen aus den übrigen Wissenschaften vorzüglich auf die nächsten Bedürfnisse der österreichi-

reichischen Monarchie berechnet seyn müssen. Das Honorar der Mitarbeiter beträgt 8 Fl. für den gedruckten Bogen. Der Pränumerationspreis für den Jahrgang dieser Zeitschrift beträgt auch 8 Gulden.

Sehr merkwürdig ist folgende Verordnung der königlichen Ungarischen Statthalterei zu Ofen, die den evangelischen Superintendenten zugeschickt wurde.

Nro 5966. Sua Majestas Sacratissima ex occasione demisse sibi substratarum relationum Superintendentiarum utriusque Confessionis Evangelicarum super moderno rei suae scholasticae statu benigne declaravit: eam esse suam intentionem, ut universi subditi sui, quamcunque in haereditariis suis ditionibus receptarum religionum profitentes, relate ad rem literariam institutionemque scholasticam, quatenus illa objecta doctrinam religionis non tangunt, aequali prorsus ratione cum romano — catholicis tractentur, atque in nexu ejusdem clementissimae intentionis suae benigne praecepisse, ut, sicuti altissimae hujus voluntatis suae implementum ex defectu sufficientium

mediorum nefors procurari minus possit, illico accomodus hujusmodi defectum sarciendi modus sibi demisse proponatur. Quae proinde benigna propositio regia Superintendentiae huic pro notitia et futura sui directione eo addito intimatur, ut, si nefors in hoc vel illo scholarum Confessionis suae loco, fundum ad observandum altissime praescriptum literarium systema haud sufficere compertum fuerit, media ad scopum necessaria isthuc remonstret. Josephus Comes Brunswik.

Ex Consilio Regio Locum tenentiali Hungarico Budae d. 8. Apr. 1806. celebr.

Wegen der Annahme des katholischen Lehrsystems und des königlichen Antrags haben sich die evangelischen Stände in Ungarn am 20. August zu einem Generalconvent versammelt. Das Resultat der Berathschlagungen ist mir noch nicht bekannt.

Von dem ersten Jahrgange der Ungarischen Miscellen, der im vorigen Jahre begann und zugleich der letzte Jahrgang seyn wird, sind erst drei

Hefte erschienen. Der Redacteur Rösler hat, gerade seit einem Jahre, aus Nachlässigkeit nichts zum Drucke geliefert. Der Verleger Hartleben in Pesth will nun in diesem Monate die noch fehlenden Hefte selbst drucken lassen und damit dieses periodische Werk für Ungarn beschliessen.

Der bekannte Dichter, Karl Anton von Gruber, hat die Stelle eines Scriptors bei der Ungarischen Reichsbibliothek zu Pesth erhalten.

In der Preßburger teutschen Zeitung ist eine Preisfrage über die Errichtung einer gelehrten Gesellschaft in Ungarn aufgegeben. Der Preis besteht in 200 Gulden, das Accessit in 100 Gulden. Die Abhandlungen werden bis zum 17. März 1807 an den Buchhändler Kilian in Pesth abgeschickt.

Johann Genersich, Professor der Eloquenz am evangelischen Lyceum zu Käsmark in Ungarn, wird in den neuen Annalen der Literatur des österreichischen Kaiserthums eine ausführliche Beschreibung der evangelischen Schulen A. C. in Ungarn liefern, und Karl Georg Rumi, Conrector und Professor der Philologie, Geschichte und

Naturwissenschaften, ein ausführliches Idiotikon der teutschen Zipser Sprache in Ungarn, das er den teutschen Philologen, Adelung und Voß, und den Geschichtforschern von Schlözer und von Engel gewidmet hat. Rumi hat vor kurzem nach mancherlei angestellten Versuchen eine neue wohlfeile und sehr nahrhafte Sparsuppe erfunden, die vor der bekannten Rumfordischen Suppe mehrere Vorzüge hat. Die Hauptingredienzen sind türkischer Waizen (zea mays) und Knochenmehl. Weil sie sich gekocht mehrere Tage lang halten läßt, so ist sie besonders im Kriege beim Militär sehr anwendbar. Der Erfinder hat das Verhältniß der Bestandtheile und die Zubereitungsart dem Erzherzog Karl bekannt gemacht, damit dieser über die Anwendbarkeit Versuche im Großen möchte anstellen lassen. Rumi reiset in diesem Monat in sein Vaterland Ungarn, um sich aus seinen Landsmänninnen eine Gattin nach Schlesien zu holen.

Bei Vandenhoek und Ruprecht in Göttingen ist der erste Band des von einer Gesellschaft österreichischer Gelehrten herausgegebenen Magazins für Geschichte, Statistik und Staatsrecht der österreichischen Monar-

chie in gr. 8. erschienen. Er enthält folgende interessante Aufsätze: über den Zustand der Bauern in Ungarn (ein Auszug aus dem ungedruckten lateinischen Werke über diesen Gegenstand von Gregor von Berzeviczy); über die Ungarisch-Nordische Handlungsgesellschaft; über den Ungarischen Reichstag vom Jahre 1802; Galerie aller Heiligen, ein Beitrag zur Geschichte des auf Befehl Kaisers Leopold des ersten zu Preßburg gehaltenen, den protestantischen Predigern und Schullehrern so gefährlichen Judicii delegati; Leutschauer Chronik (wird fortgesetzt); kurze Uebersicht des durch Unterhandlungen der Stände, und durch Gesetze bestimmten politischen Zustandes der Protestanten in Ungarn (wird fortgesetzt); österreichische Staatsanzeigen seit dem Jahre 1804 (die Fortsetzung folgt). Das Magazin ist den Göttingischen Gelehrten Heyne, Schlözer, Eichhorn, Plank und Stäudlin gewidmet.

Jakob Glatz in Wien giebt nächstens eine Sittenlehre in Beispielen für Mädchen und „Minona," ein Seitenstück zur Iduna und Theone, heraus. Dr. Feßler aus Ungarn hat unlängst von folgenden seiner trefflichen Biographieen neue vermehrte Ausgaben besorgt (Breslau, bei Korn,

1806), von Attila, König der Hunnen, Matthias Corvinus, König der Ungarn und Großherzog von Schlesien (mit Kupfern und Vignetten von Kohl, zwei Bände, gr. 8.), Aristides und Themistokles, und neu gab er heraus Abälard und Heloise. Von Glatz erschienen im laufenden Jahre folgende Werke: Die frohen Kinder (Wien, bei Geistinger, 8.), auch in einer französischen Uebersetzung; Theone, zweite Auflage (Frankfurt am Main, bei Wilmans); Handbuch von Erzählungen für das Kinderalter von 4 bis 7 Jahren (Leipzig, bei Leo); moralische Gemälde für die Jugend, zweite Auflage; Betrachtungen über Gegenstände der Sittenlehre, der Religion und des menschlichen Lebens (Jena, bei Frommann, 8.), eine treffliche Sammlung von Predigten, die Glatz in Wien gehalten hat.

Stephan von Kulcsár in Pesth giebt eine neue Ungarische Zeitung, betitelt Hazai Tudósitások (vaterländische Nachrichten) heraus, die auf Ungarn beschränkt ist und sich durch einen guten Stil auszeichnet.

* * *

# Fortsetzung.

Oesterreichisches Kaiserthum im Febr. 1807.

Letzthin erschienen bei Geistinger in Wien: Neue Beiträge zur Topographie und Statistik des Königreichs Ungarn, herausgegeben von Samuel Bredetzky. Wien und Triest bei Geistinger, 1807. 352 S. 8. Es sind darin folgende Abhandlungen enthalten: Beschreibung des Tatra, als eines Theils des Karpatischen Gebirges, von Christian Genersich, Prediger zu Käsmark; Beschreibung der Baradlaer Höhle von Raiß, Ingenieur des Gömörer Comitats, mit Bemerkungen von einem Ungenannten und dem Herausgeber; Beiträge zur physisch-topographischen Beschreibung des Zipser Comitats, von Christian Genersich; Beschluß der dem Herrn Hofrath Blumenbach in Göttingen gewidmeten Igloer entomographischen Fauna, von Karl Georg Rumi, Professor der Philologie, Geschichte und Naturwissenschaften am evang. Gymnasium zu Teschen in Schlesien. — Glatz in Wien soll biographische Notizen von Zipser Gelehrten herausgeben. Es kommen darunter die Namen vor: Schwartner, Engel, Berzeviczy, Glatz, Genersich, Bredetzky, Rumi, Schmitz u.

s. w. — Professor Martin von Schwartner in Pesth ist mit der Umarbeitung seiner Statistik von Ungarn, und Consistorialrath von Engel in Wien mit der Herausgabe seiner Geschichte der Republik Ragusa beschäftigt. Michael Schmank, Stadtpfarrer zu Matzdorf in der Zips, läßt bei Mayer in Leutschau drucken: Supplementa Analectorum Scepusii. Tomus II. Professor Sigmund Carlovszky zu Eperies hat eine vortreffliche Prosodia latina 1806 in 8. herausgegeben. Von Johann Genersich, Professor der Eloquenz am evang. Lyceum zu Käsmark, erschienen zwei vortreffliche Predigten über Tod und Unsterblichkeit. Leutschau, gedruckt bei Mayer, 1806. 8. (4 Bogen). Die Charakteristik der Zipser Teutschen in Ungarn „der Ungrische Zipser Sachse, in seiner wahren Gestalt, von Jakob Melzer, Leipzig, bei Kummer, 1806. 112 S. 8." ist sehr unvollkommen. — Die Tageszeiten von Chr. Rösler und Norbert Purkhardt (Ofen, in der Universitäts-Buchdruckerei 1806 64. 8.) sind, einzelne schöne, lebhafte, pittoreske Schilderungen abgerechnet, nicht poetisch genug. Besser sind: „Wiens Umgebungen, vier malerische Darstellungen nach der Natur, von Friedrich Fröhlich (einem gebornen Teschner.) Wien, bei Doll, 1805. 48. S. 8. (45 Kr.) Der Pro-

fessor der Theologie am reformirten Collegium zu Papa hat eine Pastoraltheologie in Ungarischer Sprache angekündigt. Von dem vortrefflichen Ungarischen Originalroman Etelka vom Professor Dugonics in Pesth ist die dritte verbesserte Ausgabe mit zehn Kupfern bei Landerer in Preßburg erschienen 1806. gr. 8. (2 Fl. 30 Kr.)

Der Buchhändler Hartleben in Pesth giebt seit Anfang dieses Jahrs heraus: „Erholungsblätter für gebildete Leser", welche außer originalen Aufsätzen, über gesellschaftliche Unterhaltungen, Theater, Literatur und Moden, Auszüge aus den gelesensten teutschen Zeitschriften enthalten. Professor Karl Georg Rumi zu Teschen giebt nach Ostern folgende drei Werke auf Pränumeration heraus: einen neuen Musenalmanach von und für Ungarn auf das Jahr 1807, welcher teutsche, ungarische, slavische und lateinische Gedichte enthalten soll *) (Pränumerationspreiß 3 Fl.), eine

*) Der Redacteur des N. T. Merkurs würde sich freuen, wenn dieser zur Bestimmung der Stufe von Cultur, welche die in Ungarn freundlich zusammenwohnenden romanischen, teutschen, slawischen und magyarischen Völkerstämme erstiegen haben,

neue Zeitschrift von und für Ungarn zur Beförderung der Theologie, der vaterländischen Jurisprudenz, der Medicin, Philosophie, Philologie, der schönen Künste, Naturgeschichte, Physik, Chymie, angewandten Mathematik, Oekonomie, Technologie, Handlungswissenschaft, Pädagogik, Politik, der vaterländischen Erdbeschreibung, Statistik und Geschichte, sammt einem Intelligenzblatte (Pränumerationspreiß 12 Fl.) und schlesische Religionsacten seit der Reformation, erster Band (Pränumerationspreiß 3 Fl. 30 Kr.) Rumi ist von der Societät der Wissenschaften zu Göttingen im November des vorigen Jahrs zum correspondirenden Mitgliede ernannt worden.

Auf Michaelis erscheint bei Schaumburg in Wien: „Populäres Lehrbuch der Oekonomie, mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse Oesterreichs und Ungarns verfaßt von Karl Georg Rumi, Professor zu Teschen in Schlesien, 2 Bände in 8.“

sehr wohlberechnete Almanach wirklich erscheinen könnte, und erbietet sich mit Vergnügen Subscription darauf anzunehmen. Er soll Gedichte und Aufsätze in teutscher, ungarischer, slawischer und lateinischer Sprache enthalten. Man subscribirt mit 3 Fl. B.

Kultsár's Ungarische Nationalzeitung (Hazai Tudósitások) dauert auch in diesem Jahre fort.

Die Wiener Hofcensur hat das Werk: „Magazin für Geschichte, Statistik und Staatsrecht der österreichischen Monarchie, Göttingen bei Ruprecht, 1806. 8." verboten.

Der Ritter von Hogelmüller in Wien, macht, durch Unterstützung seiner kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Karl, in den Stand gesetzt, zu Ende Novembers eine Reise nach dem Orient. Die k. k. Hoftheater in Wien sind zu Anfang dieses Jahrs von einer Gesellschaft Magnaten gepachtet werden.

---

## VI.

## Berichtigung.

---

Ich lese so eben: Dulons des blinden Flötenspielers Leben und Meinungen. Die ungeschminkte Einfalt und der schlichte Geradsinn

des Erzählers unterhalten mich ganz angenehm. Allein im 18. Cap. S. 262, wo der Verf. seine Meinung über den Werth und Zweck des Schauspiels äußert, stoße ich auf eine Unrichtigkeit. Daselbst wird nämlich ein Sinngedicht irrig Hrn. Kästner zugeschrieben, das einem Dichter, Namens Koller, gehört. Dies Sinngedicht auf einen höchst mittelmäßigen Tragödienschreiber, der damals das hiesige Theater durch seine Ritterstücke belangweiligte, befindet sich im Wiener Musenalmanach vom J. 1790 S. 81, und dann auch in den nachher von dem Dichter selbst im J. 1793 gesammelten Gedichten S. 168. Da der Name dieses Dichters mit Unrecht in Vergessenheit gerieth: so füge ich hier ein kleines Bruchstück aus seiner Biographie bei. Koller, aus Straubingen gebürtig, ward nach der Parforce-Jagd, die man unter der Regierung Karl Theodors auf die gottlosen Illuminaten machte, welche die damalige jesuitische Verfinsterung in Baiern durch das Licht der gesunden Vernunft und Philosophie zu zerstreuen suchten, nach Wien verschlagen. Da er den travestirten Hercules, eine komische Epopee im Geschmack der travestirten Aeneide, verfaßt hatte; so verfolgte man ihn ebenfalls als einen Bösewicht, der dem Illuminatismus ergeben sey. In-

Wien entdeckte er seine hülflosen Umstände Blumauern, den er sich in seinen poetischen Versuchen überhaupt zum Vorbild wählte. Diesem gelang es nun durch die Vermittelung seines Freundes, des verstorbenen Hofpredigers Poschinger, eines sowohl seines Geistes, als Herzens wegen, in Wien gleich allverehrten Mannes, ihn in dem Kloster des heil. Dominik, dessen Ordensglied Poschinger war, einstweilen als Aufseher der Layen und als Amtsschreiber unterzubringen. Sein Talent, sein Fleiß und seine Rechtschaffenheit machten ihn bald allen Ordensgenossen achtungswürdig. Bei seinen mäßigen Amtsgeschäften blieb dem aufgenommenen Flüchtling Muße genug, sich sowohl zum Dichter, als auch zum trefflichen Rechtsgelehrten auszubilden. Das erstere Talent bewiesen seine Poesieen, die er in die damaligen Wiener Musenalmanache einrücken ließ, und die er nachher sämmtlich in einem Bändchen auf Pränumeration herausgab, und dem verstorbenen Freiherrn von Swieten zueignete: und das letztere, daß er in der Folge von dem k. k. Hofkriegsrathe, als k. k. Stabsauditor nach Linz befördert wurde. Als im J. 1801 nach dem Abmarsche der Franzosen von Linz, unter dem Befehle des General Moreau, in dieser Stadt, die damals das Hauptdepot fran-

ker und blessirter Soldaten in sich enthielt, das Faulfieber fast epidemisch herrschte, ward der Dichter gleichfalls damit angesteckt, und durch einen, sowohl für sein Talent, als auch für seine Verwendung gleich frühen Tod hingerafft.

---

## VII.

## Wahnsinn.

(Eine Charade.)

---

Mein erstes tritt aus deinem Innern vor,
auf dunkle Pfade leitend deine Schritte.
Zu Sonnen hebt es eilend dich empor
und wirft dich täuschend in des Orkus Mitte.
Was außer dir des Daseyns sich erfreut,
mein zweites zeigt es dir, in dir erneut.
Wildregellos, so tritt einher das Ganze,
du fliehest mitleidsvoll das Traumgesicht.
Sich selber dünkt's bald Gott, bald Thier, bald Pflanze,
oft spricht es wahr, doch kennt es Wahrheit nicht.

Gustav v. Seckendorf.

---

# Inhalt.

Der Neue
Teutsche Merkur.

4. Stück. April 1807.

# I.
# Gedichte.

## 1.
## Am Grabe unsers geliebten Winckler. *)
(Paris d. 21. Febr. 1807.)

Von D. Meyer.

Wem, Freunde, fließen diese milden Thränen?
Wem folgt dies stille Trauern, Seufzen, Sehnen?

*) Auch diese Monatsschrift macht sichs zur Pflicht, das Andenken eines Mannes zu ehren, der seiner frühern Bildung auf der Universität Straßburg, unter den Proff. Lorenz, Schweighäußer, Herrmann und Oberlin, und seiner Mutter=

An wessen Gruft ertönt der dumpfe Klaggesang?
Ist es ein Greis, ein Dulder, der, nach Leiden

sprache nach uns Teutschen zugehörte, und aus dessen Feder diese Zeitschrift selbst mehrere unterhaltende und belehrende Beiträge erhielt. Hr. Winkler war seit 3 Jahren Employé au Cabinet des Medailles de la bibliothèque Imperiale in Paris, und wurde von dem jetzigen Conservateur dieses Cabinets, dem um Alterthumskunde und Literatur hochverdienten Hrn. Millin so geliebt, wie nur ein wohlgerathener Sohn von seinem zärtlichen Vater geliebt werden kann. In allen Theilen Teutschlands leben Männer, die sich mit Dankbarkeit der wahren Humanität und des rastlosen Diensteifers erinnern werden, womit Hr. Winkler die an ihn empfohlenen oder auch nicht empfohlenen Fremden in Paris empfieng, berieth, belehrte, bewahrte. Nichts kann rührender seyn, als die Rede, welche sein väterlicher Freund, Hr. Millin, den 21. Februar über seinem Grabe sprach, und die auch mit der Aufschrift: Discours prononcé aux obsèques de Mr. Winkler 12 S. in 4. gedruckt erschienen ist. Ein zahlreiches und ehrenvolles Gefolge umgab die Ruhestätte, bei welcher auch der dänische Gesandschaftsprediger Göricke noch eine besondere Parentotion sprach. „Mir, sagt Millin in der angeführten Rede, sollte dieser Freund einst die Augen zudrücken und der Erbe meines literari-

Ohn' Ende, froh hienieden abzuscheiden,
Sein lang' ersehntes Ziel in Eurer Mitt' errang?

schen Vermächtnisses seyn. Je puis bien dire avec Montaigne: Nous étions à moitié de tout et il semble qu'il emporte sa part. C'est moi qui suis destiné à pleurer sur sa cendre, et à lui élever un tombeau. Gründliche Gelehrsamkeit, unbegränzte Bescheidenheit und Freundschaft, der kein Opfer zu groß war, waren die Haupteigenschaften dieses, in der Blüthe seiner Jahre und Aussichten, in seinem 36. Jahre, plötzlich durch einen Schlagfluß todt niedersinkenden Mannes. Mehrere seiner Uebersetzungen ins französische — unter andern Hüttners Reise nach China hat schon der fleißige, alles ergründende Ersch in den Supplémens zu seiner France literaire verzeichnet. Allein sein verdienstvollestes Werk ist bis jetzt unbemerkt geblieben. Er gab im Jahr 1800 ein Repertoire de Vaudeville in zwei Bändchen bei Frommann in Jena mit einer Geschichte des Vaudevilletheaters und vier der witzigsten und gehaltreichsten Vaudevillenstücke mit einem französischen Commentar über die schwer zu entziffernden Anspielungen und mit der Musik der beliebtesten Arien heraus, die in allen Händen zu seyn verdient, und dem Freunde der französischen Sprache und Liederspiele den größten Genuß gewähren müssen. Ueber seine früheren Schicksale schrieb er mir schon im

Nein, schnell darnieder schlug, im Lenz der
Jahre,
Des Todes Arm den Mann. An seiner Bahre
Strömt keine Gattin laut verzweifelnd, wilden
Schmerz
In Klagen aus; kein waises Häuflein zaget
Bei Seiner Leiche: doch die Wehmuth naget
Mit tausend Stacheln tief sich in der Freunde Herz.

Sein reger Geist, der mühsam nach den
Schätzen
Der Weisheit grub, und rastlos den Gesetzen
Der wandelbaren Kunst und ihrem kühnen Flug
Nachspäht — er ist entflohn. Sein Herz, — wo
weilte, —
Sagt, Freunde, sagt, mit denen er es theilte! —
Der Mann, dem je ein edlers Herz im Busen
schlug?

Jahre 1798 aus Paris einen sehr interessanten Brief, der nun gewiß auch in dieser Zeitschrift gern gelesen werden wird. Die Leser finden ihn in diesem Stücke abgedruckt. Uns bleibt nichts übrig, als ihm nachzurufen: Have, candidissima anima!

B.

Und dieses Herz, so gut, so sanft, so milde —
Schufst Du den Sterblichen nach Deinem Bilde;
O Gott! es war Dein Bild. Doch ach! dies
Herz ist kalt!
Dein Meisterwerk — wie wallt' in raschen Schlägen
Es uns noch jüngst voll Lieb' und Huld entgegen! —
Da liegts, zerstöret durch des Todes Allgewalt!

Was ist, o Herr, der Mensch, geformt aus
Staube!
Er blühet auf, und welkt gleich dürrem Laube,
Heut' eine holde Blume, morgen Leichenduft.
Wir träumen, ahnen, sorgen, hassen, lieben;
Wir pflanzen, bau'n — ein Hauch, und wir zer-
stieben!
Wo jüngst ein Pallast stand, wölbt nun sich eine
Gruft.

Bald, Freund', ereilt auch uns des Todes Flügel,
Bald birgt auch uns ein schmaler Aschenhügel,
Und die Verwesung bricht auch über uns den Stab.
Uns, die wir zärtlich für einander glühen,
Die wir einander meiden, kränken, mühen,
Bald trennt auch uns der Tod, vereint auch uns das
Grab.

Allein, getrost! es glänzt im Friedensthale,
Wo Er jetzt wallt, und wo des Kummers Schale
Nicht mehr die Freude gällt, auch uns ein reiners Licht.
Dort wird den Geist kein süßer Wahn mehr täuschen,
Dort keine Trennung unser Herz zerfleischen,
Kein Grab mehr drohn. Darum getrost, und weinet nicht!

---

## 2.

## Erinnerungen aus der Dresdner Kunstausstellung 1807.

---

### I.

### Eurydice.

Vom Bildhauer Ulrich.

Zur Blumenlese kam sie hergegangen,
Die schönste Blum' in jungem Morgenglanze,
Und singend wandt die Schwester sie zum Kranze,
Ein Weihgeschenk am Tempelthor zu prangen.

Doch, bald aus der Gespielen Frühlingstanze,
Hinweggerafft vom giftgen Biß der Schlangen,

Verweht der Tod den Blütenduft der Wangen,
Und welkend neiget sich die zarte Pflanze.
Und ob auch schon die Glieder lang' erkalten,
Sie schirmt die Blumen noch mit starren Händen,
Den reinen Schatz den Göttern zu erhalten.
Konnt' auch der Jungfrau stiller Reiz nicht wenden,
Ihr Himmlischen, eur feindlich zürnend Walten,
Müßt Thränen ihr dem frommen Sinn doch spenden.

* * *

## II.

### Adonis.

Kabinetsgemälde von Gerhard von Kügelchen.

Von feuchten Waldesschatten kalt umflossen,
Vom weißen Zahn gelähmt die Rosenglieder,
Sankst, Myrrhas Sohn, auf junge Blumensprossen
Zum letzten unwillkommnen Kampf Du nieder.

Nie ruhst, von mildem Zauberlicht umgossen,
Du in der Göttin jungen Armen wieder:
Doch hast Du noch den frischen Mund erschlossen,
Als hauch' er süßern Schmerz in Liebeslieder.

Und wenn der Wange Rosen auch zerfallen,

In Nacht sich bald die weichen Augen hüllen,
Und Todesschaur die Glieder überhauchen:

Doch muß in Lust sich jeder Blick noch tauchen,
Mit stiller Glut sich jeder Sinn erfüllen,
Und höher jede weiche Brust Dir wallen.

Franz Passow.

---

## II.

## Biographische Nachrichten von Theophil Friedrich Winkler.

(Aus einem Briefe des Verstorbenen.)

---

Paris d. 23. Germinal VI. (d. 12. April 1798.)

Um Sie in den Stand zu setzen, recht viel Berührungspuncte an mir aufzufinden (denn dadurch erfüllen Sie gerade meine wärmsten Wünsche) will ich Ihnen meine kleine Geschichte etwas detaillirter mittheilen, weil dies mir das beste Mittel scheint, Ihren, mir sehr willkommnen Wunsch, mich näher zu kennen, zu befriedigen. . . Straßburg ist meine Vaterstadt; obschon mein Vater und Großva-

ter auch Straßburger waren, so wäre es doch leicht möglich, daß ich mit einem von den vielen Winklern, die es in Teutschland giebt, verwandt wäre, da eine Familiensage von einer ehemaligen Zerstreuung in Kriegszeiten spricht, und (wenn ich nicht irre) ein Rittmeister Winckler, von meiner Familie abstammend, bei Nürnberg existirt haben soll. . . . . Ich studierte in Straßburg Theologie, hatte aber von jeher mehr auf die Erziehung oder eine andere ähnliche Carrière als auf den eigentlichen Theologenstand meine Absichten gerichtet.

Zwei Jahre lang ohngefähr, war ich auch Alumnus, in dem dasigen Wilhelmitanerstifte (in Straßburg Kloster genannt.)

Den 10ten September 1793 entfernte mich das Requisitionsdekret, nebst mehrern meiner akademischen- und Hausgenossen aus meiner Vaterstadt, und bald darauf widriges Kriegsglück, für eine geraume Zeit aus meinem Vaterlande. . . . Es fehlte mir nur noch weniges, um dem Requisitionsdekrete entwachsen zu seyn; — ich mußte also Feder und Papier mit dem Schwerdte verwechseln. Ungefähr ein Jahr zuvor (noch vor dem 10ten August) hatte ich dies freiwillig thun wollen, ward aber durch Abmahnen

weitersehender, älterer Freunde, die mir das damals schon brütende und seitdem so schrecklich ausgebrütete Jacobinersystem enthüllten, mit der Frage: ob ich für solche Bursche mich wohl zum Krüppel schießen lassen möchte ꝛc. damals von meinem Vorsatz abgebracht. Nach gegebenem Requisitionsdekret war nun kein anderer Ausweg, und ich ergriff auch meine Partie so ziemlich en philosophe. Ich hatte schon längst voraus gesehen, es werde eine solche Grande mesure genommen werden, und ich hatte daher weißlich einen Theil der Zeit, die ich vorher über meiner hebräischen Bibel zugebracht, und besonders meine Erholungsstunden alle dazu angewendet, mir einige militärische Kenntnisse zu erwerben. Da unsere Straßburger Nationalgarde damals fast den ganzen Garnisonsdienst zu versehen hatte, und Jedermann nöthig hatte mit seinen Waffen umgehen zu können, so hielt ich einen ganzen Sommer lang fast alle Abende, besonders an den diebus Academicis eine kleine Ecole de Mars, wo ich meine Freunde und Bekannten in militärischen Evolutionen übte. Die Zeit und Mühe, die ich hierauf verwandte, wurde mir, (wie Sie bald sehen werden) in der Folge reichlich vergolten. Schon in der National-Garde (wo wir junge Theologen, so gut wie anders gar hübsch unsern Kühfuß auf der Schulter mit her-

umschleppen mußten,) hatte man mir eine Unterlieutenantsstelle aufdringen wollen, die ich aber nicht annahm: Da die Requisition marschiren mußte, formirten die Straßburger Jünglinge ein besonderes Bataillon, welches nach Fort-Louis (jetzt Fort-Vauban, auf einer Rheininsel) in Garnison gelegt wurde. Ich wurde nun einstimmig von der Compagnie, zu der ich gehörte, zum Capitain ernannt; — und in der Folge hatte ich provisorisch das Amt des Adjudant-Major, dessen Geschäfte es ist, theils die militärische Instruction des Bataillons, theils die Anordnung des Dienstes und dergleichen zu besorgen. Ich hatte nun also eine von meiner vorigen ziemlich verschiedene Laufbahn vor mir. Auch hatte es allen Schein, daß ich eine geraume Zeit auf derselben würde bleiben müssen; denn man organisirte uns sehr regelmäßig und militärisch. Da mir mein provisorisches Adjudant-Majors Amt mit dem ganzen Bataillon viel Geschäfte verursachte, und ich mich auch so ziemlich geschwind ins militärische Leben zu schikken wußte, so entfloh ich wenigstens der tödtlichen Langenweile, von welcher mehrere meiner Studienfreunde, die auch zum Schwerdt oder zur Flinte hatten greifen müssen, in einer so kleinen, todten Bestung wie Fort Louis ist, natürlich geplagt werden mußten; denn zum Lesen und Studieren hatte man

weder Zeit genug, noch war man dazu aufgelegt. Im October 1793, da die Weisenburger Linien von Wurmser durchbrochen wurden, ward unser Fort bloquirt, und gegen die Mitte des Novembers schrecklich bombardirt. Während dieser ganzen Schreckensscene des Bombardements, das etliche Tage und Nächte, ohne auch nur 5 Minuten Ruhe, fortdauerte, war mein Posten auf einem der äußersten Wälle, wo ich vier Compagnien zu kommandiren hatte. Mehrere derselben wurden hier getödtet: unter andern wurde einem der gerade neben mir stand, und mir etwas erzählte, von einem éclat de bombe (es war eine von unsern eigenen französischen Bomben, die von den hohen Batterien der hinter uns liegenden Citadelle nach dem östreichischen Lager war abgeschossen worden, aber in der Luft gerade über uns zerplatzte, und die 20 bis 30 Pfund schweren Stücke auf uns herabschleuderte) das Bein zerschmettert; er litt noch 2 Tage lang schrecklichen Schmerz, ehe er starb. Haubizen und Kanonenkugeln, öfters auch östreichische und französische Bomben-Splitter summten und pfiffen uns hier um die Ohren; doch waren wir nicht genöthigt den Jammer der Einwohner mit anzusehen, die im Innern der Stadt ihre Häuser und Habe alle, einen Raub der Flamme werden, hier einen Bruder, dort einen Vater, oder eine Mutter oder einen

Freund entweder todt oder zum Krüppel schießen sehen mußten. Während dem Bombardement und Brand der Stadt hörten wir das Wehklagen und um Hülfe rufen der Unglücklichen Einwohner nur in der Ferne. . . Den Jammer der Verwüstung selbst, sah ich erst nach geschlossener Capitulation, da etliche Posten im Innern der Vestung schon von den kaiserlichen Truppen besetzt waren, und wir von dem Wall, (wo wir das ganze Bombardement über nothdürftig von Commisbrod und Branntwein gelebt hatten) zurückbeordert wurden. — Ein Herzdurchschneidender Anblick, dessen Andenken keine Zeit aus meinem Gedächtniß verwischen wird. Rings um sich her sah man nichts, als rauchenden Schutt, aus dem ein Wald von Schornsteinen sich erhob, und hier und da noch einen Rest von einem solidern Gemäuer, etwa 5 oder 6 Fuß hoch; hier und da erblickte man einen Einwohner, der (in der Mitte des Novembers!) nur mit den nothdürftigsten Kleidungsstücken bedeckt, die er vielleicht in der Nacht, da die erste, in oder neben sein Haus einfallende Bombe, ihn aus seiner, seitdem zerstörten Wohnung jagte, in Eile um sich geworfen, mit nassem Blicke den Ort suchte, wo er ehedem sein Geld und Silbergeschirr verscharrt, um doch vielleicht noch so viel zu retten, als er zur Wanderung in eine andere Gegend brauchen würde; Kinder suchten öfters

vergebens ihre Aeltern und Geschwister, und Aeltern eben so vergebens ihre Kinder; dies war es, was sich unsern Blicken bei jedem Schritte darbot. . . . . Das östreichische Militär zeigte sich gegen die unglücklichen Einwohner sehr roh. Folgendes sey unter andern ein Pröbchen davon. Die ehemalige Stadtpfarrkirche, worin sich ein kleines Magazin befand, war von den Bomben verschont geblieben (denn das große Fleisch-Branntwein etc. Magazin war verbrannt;) die Einwohner hatten mit Mühe nur ihr Leben gerettet; einige derselben erbrachen daher nach geschlossener Capitulation etliche Fleischtonnen, um sich doch auf etliche Tage zu verproviantiren; da die Oestreicher, welche schon etliche Posten im Innern besetzt hatten, dies bemerkten, schickten sie sogleich Wache, um alles genau zu hüten, und sogar mit Stockschlägen die Einwohner abzuhalten; dies geschah auch wirklich! — ich sah einige Bürger ganz unbarmherzig von einem östreichischen Korporal prügeln, weil sie sich hatten beigehen lassen, der Stimme ihres Magens zu gehorchen, und sich des Fleisches etwas anzumaßen. Um aber das Elend recht concentrirt zu sehen, mußte man in ein Haus gehen (das einzige geräumige, welches, da es nah am Wall gelegen war, nur von einigen durchstreichenden Kanonenkugeln war beschädigt worden) in welchem fast der größte Theil der Einwoh-

ner des Städtchens der Nachts auf einander gehäuft, Obdach suchte. — Ein wahres Lazareth! . . . . Mein ehemaliger Hauswirth (die Offiziere hatten nämlich in Bürgershäusern logirt) war in der äußersten Noth, fast ohne Kleidung, und ganz ohne Brod. Ich hatte ihm schon mehrere Tage, ehe das Bombardement angefangen, meinen gepackten Mantelsack anvertraut, weil er mir gesagt hatte, er werde ihn, bei sich zeigender Gefahr, mit seinen besten Habseligkeiten in Sicherheit bringen; (weder er noch ich wußten es damals recht was es heiße, bombardirt und zwar so lebhaft, und unvermuthet bombardirt zu werden!) — eine Bombe, die gleich anfangs in sein Haus fiel, hatte ihn aber in Eile daraus verjagt, und während seiner Flucht ward sein Haus, mit meiner und seiner Habe, ein Raub der Flammen. Ich war also leider nicht einmal im Stande ihm etwas von dem meinigen mitzutheilen, als ein Schnupftuch, deren ich durch einen sonderbaren Zufall zwei rettete. Zum Unglück hatte das Bombardement an einem Regen-Tage angefangen, ich hatte daher nur ein altes Kleid (was ich gerade anhatte) gerettet, und mein besseres war verbrannt. Um doch wenigstens für den Magen meines unglücklichen Hauswirths zu sorgen, brachte ich ihm von dem Brod, Fleisch, Hülsenfrüchten &c. die uns vor dem Ausmarsch in etwas reichli-

chern Portionen waren ausgetheilt worden, und womit sich die Soldaten nicht beladen wollten. — Beim Ausmarsch aus der Vestung (den 16. November 1793) regnete es (von den zu beiden Seiten versammelten Emigranten) Schimpfnamen auf uns, z. B. Königs- und Königin-Mörder.*); Papiersoldaten; Glockenfresser rc. . . . Die Empfindungen, die ich (obschon noch nicht seit langer Zeit Militaire) gewiß mit dem größern Theil meiner Waffen- und Unglücksbrüder theilte, sind von einer ganz eignen Art, die schwer zu beschreiben ist; eine gewisse betäubte und betäubende Niedergeschlagenheit möchte ich es nennen was ich damals empfand. — Wir marschirten durch ein östreichisches Bataillon quarré; jeder legte oder warf vielmehr voll Unwillens (mehrere alte Soldaten vergossen bittere Thränen) seine Waffen **) an dem dazu bestimmten Platze ab; nur die Officiere behielten ihre Degen und Säbel. — Nun wurden wir in starken Tagreisen in das Kinzinger Thal, nach Hau-

*) Während unserer Bloquade war Antoinette guillotinirt worden; wir erfuhren dies erst durch die Oestreicher.

**) Die Soldaten hatten gesucht, ihre Waffen durch Rost so schlecht zuzurichten als möglich, um sie für die Oestreicher wo möglich unbrauchbar zu machen.

Hausach transportirt; wir hatten während unsers dortigen Aufenthalts ziemliche Freiheit; die Offiziere besonders durften, auf eine schriftliche Erlaubniß des Commandanten der Escorte hin, frei in der Gegend herumgehen; man schmeichelte uns mit einer baldigen Auswechselung, aber ehe wirs uns versahen, kam die Ordre aufzubrechen; wir wurden nun nach Weisenhorn bei Ulm gebracht. Auf dieser Reise hatten wir an einem Sonntage Rasttag in Ebingen, einem würtembergischen Städtchen; hier bewiesen uns alle Einwohner recht alt = teutsche und ächt = schwäbische Herzlichkeit; wir Officiere wurden in sehr gute Wirthshäuser verlegt, und die Soldaten in die Schulstube und andere große Zimmer. Die Einwohner sollten diesen letztern ihr Essen dahin bringen, sie erbaten sich aber sämmtlich die Erlaubniß jeder seine Pfleglinge mit nach Hause zu nehmen, und nun war in jedem Hause ein kleines Fest.

Da viele Protestanten bei unserm Bataillon waren und wir voraussehen konnten, daß wir wohl in langer Zeit keiner öffentlichen Gottesverehrung würden beiwohnen können, so gieng ich mit einem meiner akademischen Freunde (auch ein Theolog, der zum Kapitain war ernannt worden,) zum damaligen Hrn. Helfer der Ebingschen Gemeinde und baten ihn, eine Predigt, besonders in Rücksicht auf unsere gefangenen

Waffenbrüder zu halten. Er war sehr willfährig dazu, und seine Predigt, in der er die zwei, in unserer damaligen Lage so interessanten Fragen: was bin ich? und was soll aus mir werden? mit vieler Herzlichkeit erörterte, frischte freilich das Andenken an die vergangenen Scenen wieder so sehr bei uns auf, daß den meisten Thränen in die Augen traten, machte aber auch auf der andern Seite uns etwas ruhiger in die Zukunft blicken. Nach der Frühpredigt war das Abendmal gehalten worden, an dem wir ebenfalls fast alle Theil genommen hatten. Dies und die Nachmittagspredigt des Hrn. Helfers (dessen Name mir jetzt nicht beifällt) hatte noch vollends die wackern Ebinger zu einer solchen Herzlichkeit gegen uns gestimmt, daß sie sich alle Mühe gaben, jedem von uns zur Flucht nach der Schweiz behülflich zu seyn. Etwa 60 benutzten diese Gelegenheit, und befreiten sich so selbst aus der Gefangenschaft. Aus meinem Wirthshause entflohen 5 Lieutenants und Unterlieutenants auf dringendes Zureden einiger Ebinger, die ihnen Kleider, einen Wegweiser und Empfehlungsschreiben nach der Schweiz mitgaben. Sowohl ich als die übrigen Capitains benutzten diese Gelegenheit zur Flucht, die uns ebenfalls, nebst Briefen an Lavater und andere, schweizerische Gelehrte angeboten wurden, aus dem Grunde nicht,

weil wir bisher immer bei unsern Compagnien hatten bleiben dürfen, ihnen in sehr vielen Stücken hatten nützlich seyn, und sie wenigstens vor zu großen Bedrückungen und Mishandlungen der Escorte hatten schützen können. Wir Capitains hielten es daher alle für unsere Pflicht, unsere Unglücksbrüder, so lange es von uns abhienge, nicht zu verlassen; man hatte uns überdies immer glauben machen, wir würden entweder an den Bodensee, oder, wenn man uns je weiter führte, etwa nach Linz verlegt werden; die Officiere würden alsdann in der Stadt wohnen, die Soldaten casernirt werden, und jeder Officier würde dann die Erlaubniß erhalten, einen aus seiner Compagnie als Furierschütz oder Aufwärter zu sich zu nehmen. Jeder Officier hoffte daher einen seiner Freunde aus den Soldaten, unter diesem Namen in eine bessere Lage zu versetzen, und auch den übrigen durch Besorgung ihrer Briefe u. s. w. wichtige Dienste zu leisten. Uebrigens hielten wir es auch für sehr undelicat, das große Zutrauen, das man in uns Officiere gesetzt, uns ohne die geringste Einschränkung und Escorte allein fahren zu lassen, zu benutzen, um uns in Freiheit zu setzen. Wir befürchteten, ein solches Benehmen möchte das Schicksal der Zurückgebliebenen sehr verschlimmern. Nach demjenigen zu urtheilen, was man uns zwei Jahre

später bei unsrer Rückkunft nach Straßburg erzählte, wären wir auch bei unsrer Heimkunft nach Frankreich damals nicht gar freundlich empfangen worden. Der berüchtigte Eulogius Schneider (damals öffentlicher Ankläger oder vielmehr Hin- und Nachrichter beim Criminalgericht zu Straßburg) soll gesagt haben: wir Officiere des Straßburger Bataillons seyen Schuld an der Uebergabe von Fort-Louis, und wenn wir nach Straßburg kämen, würde er uns guillotiniren lassen. Man weiß, was ein solcher Ausspruch von Schneider damals für Gewicht hatte. — Allein alle unsere Erwartungen wurden getäuscht; nachdem wir einige Zeit in Weisenhorn uns mit Hoffnungen gespeißt hatten, kam plötzlich die Ordre, die Officiere der bisher in 4 Colonnen marschirenden Garnison sollten sich in Ulm vereinigen, um von da nach Oestreich zu wandern. Erst in Oestreich erfuhren wir, daß der Ort unserer Bestimmung in Ungarn liege. Wir wurden denn nun von den Soldaten, die nach Steyermark geschickt wurden, getrennt, und sahen sie auch nicht eher wieder, als nach unserer Rückkunft nach Frankreich. Etwas sonderbares in der Art, wie man uns in der Gefangenschaft behandelte, ist es gewiß, daß, so lange wir näher an den Gränzen von Frankreich, d. i. in Schwaben und Baiern, waren, wir mit aller möglichen Scho-

nung behandelt wurden, so wie man Kriegsgefangene immer behandeln sollte, daß aber, so wie wir ins Oestreichische eintraten, also gewiß nicht mehr ans Entlaufen denken konnten, wir beständig eingesperrt, und mit der größten Strenge behandelt wurden. Wahrscheinlich befürchtete die östreichische Regierung die Verbreitung französischer Grundsätze. . . . Als ein großes (freilich auch mit großen Unbequemlichkeiten verknüpftes) Glück, bei dieser Gefangenschaftsreise betrachte ich es, daß ich sie mitten im Winter bei Schnee und Eis machen mußte, also zu einer Zeit, wo die Donau durchaus nicht beschifft werden konnte, sondern nur die Landreise möglich war; denn die Haare stehen einem zu Berge bei Erzählung der grausamen Behandlungsart, welche man sich gegen die auf der Donau nach Ungarn transportirten Kriegsgefangenen von Seiten der Oestreicher erlaubte; — und es wird mir nach meinen eigenen Erfahrungen gar leicht, mir die Art, wie Lafayette und seine Unglücksgefährten in Ollmütz mögen behandelt worden seyn, zu denken, was auch Hr. Haschka darüber bellen mag. — Ich hatte noch ein zweites Glück, das wenigen meiner Mitgefangenen zu Theil wurde, und welches ich als etwas nicht geringes ansehe; nämlich daß die Officiere unsers Corps beständig (etliche Wochen ausgenommen) beisammen woh-

nen konnten; da von andern Corps hingegen oft kaum 2 bis 3 in demselben Gefängnisse beisammen waren. . . . Wir wurden nun bei Pesth in das sogenannte Neugebäude einquartirt, und blieben hier sechs Monate lang innerhalb derselben Mauern; zu Ende von 1794 wurden wir von da nach Czackova in eine elende feuchte Reiter Caserne bei Temeswar im Bannat verlegt, wo wir wieder eilf Monate, bald krank bald halbkrank auf einander gepreßt, vegetirten. Weder in Pesth noch in Czackova war es uns vergönnt, aus dem Gebäude zu gehen; nur erst in den letzten Wochen unsers Aufenthalts in Czackova, erlaubte man uns, unter starker Escorte etwa einen Steinwurf hinter unsrer Caserne in der Temes zu baden. Ohne es selbst empfunden zu haben, ist es wohl kaum möglich, sich von dem Gefühl eine Vorstellung zu machen, das einen befällt, wenn man nach mehrmonatlicher Einsperrung, (wo man immer und alltäglich dieselben Mauern, dieselben Gesichter gesehen) sich wieder ins Freie versetzt fühlt, wenn man auch schon weiß, daß es nur geschieht, um bald wieder anderswo eingesperrt zu werden. . . . Da ich nach sechsmonatlichem Harren im Pesther Neugebäude wieder ins Freie kam, um ins Bannat zu wandern, hätte ich fast niederfallen und die Erde küssen mögen. . . . Endlich am 11. Sept. 1795 (sonderbar genug, gerade 2 Jahre

nach unserm Auszuge aus Straßburg), nachdem wir oft auf Auswechslung gehofft, oft diese Hoffnung getäuscht gesehen, und sie fast ganz aufgegeben hatten, erschien der gewünschte Augenblick, die Rückreise nach unserm Vaterlande anzutreten. Bei Ofen sperrte man uns wieder in das auf einem Berge gelegene ehemalige Kloster Klein Maria-Zell auf etliche Wochen ein, und von da wurden wir (für unser Geld versteht sich!) in größter Geschwindigkeit auf Wägen, die die Bauern um eine Taxe liefern mußten, nach Basel zur Auswechslung abgeführt. . . . Sonderbar war es allerdings wieder, daß wir gerade den 16. November über den Rhein zurück nach Frankreich giengen, wie wir 2 Jahre zuvor, den 16. November über den Rhein (freilich mit andern Empfindungen) nach Teutschland gegangen waren. . . . Während unserer Gefangenschaft waren wir wie von der Welt abgeschieden; keine Bücher, noch weniger Zeitungen wurden uns zu lesen erlaubt; bekamen wir zuweilen einzelne derselben, so war es verstohlner Weise, und nur mittelst theurer Bezahlung. . . . Briefe erhielten wir auch entweder gar keine, oder nur äußerst spät. Wenn einer von uns einen 9 bis 10 Monate alten Brief von Straßburg erhielt, so schätzte er sich sehr glücklich. Ich habe in den zwei Jahren meiner Gefangenschaft keine Zeile, weder von Straßburg aus,

noch sonstwoher empfangen. Auch waren wir alle bei unserer Rückkehr gleichsam in ein neues Land versetzt. All die Veränderungen, die seit unserer Abwesenheit in Frankreich vorgefallen, die Greuelscenen des Terrorismus, die unser Vaterland verwüstet ꝛc., erfuhren wir jetzt erst durch die Erzählungen unserer Freunde. Den großen Unwerth der Assignaten hatten wir so wenig vermuthet, daß mehrere unsrer Obersten, die Geldvorrath hatten, bei unserer Rückreise, von Lieutenants und Unterlieutenants die Geld brauchten, Assignaten zu 36 Livres das 100 kauften, und noch einen sehr vortheilhaften Handel geschlossen zu haben glaubten, während sie in Frankreich kaum noch so viel Liards galten. Manche meiner Freunde, die sich schon lange auf das Wiedersehen ihrer Aeltern und Freunde gefreut hatten, fanden sie nicht mehr, sie waren als Opfer des Terrorismus gefallen. Ich selbst erfuhr erst etwa 100 Schritte weit vom väterlichen Hause, daß meine Mutter und Schwester, auf deren Wiedersehen ich mich schon so lange gefreut, bald nach meiner Gefangennehmung (zum Theil aus Gram, weil sie mich unglücklicher glaubten, als ich war; und weil sie keine meiner Briefe erhielten, zum Theil von den Folgen der Eindrücke, die die damaligen Schreckenszeiten, Einthürmungen und revolutionären Execu-

tionen auf sie gemacht) gestorben seyen. Fast alle hatten in Ungarn mehrmals mehr oder weniger gefährliche und langwierige Krankheiten ausgestanden. Viele kehrten krank zurück. So hatte z. B. Professor Oberlin's Sohn und noch ein anderer meiner akademischen Freunde, die mit mir einen eigenen leichten ungarischen Wagen besaßen, die ganze Rückreise über, täglich etliche Stunden lang, starkes Fieber.... Ich hatte immer das Glück genossen, wenigstens die Reise über gesund zu seyn. Ich fuhr noch kränklich von Czackova weg, und erholte mich vollends auf der Reise.... Da ich Kränklichkeit und ein krankes fieberhaftes Ansehen mit aus den Sümpfen des Bannats zurück gebracht; ein kurzes Gesicht ferner dem Gesetze zufolge von militärischen Diensten (und dies billigermaßen) eximirt, so hatte ich wenig Mühe, meine gänzliche Entlassung von allem Kriegsdienste zu erhalten. Ich brachte also nun den Winter zwischen 1795 und 1796 in Straßburg damit zu, theils meine Gesundheit wieder ein wenig herzustellen, theils mich wieder in meine vor 2 Jahren verlassenen Studien hineinzuarbeiten. Fast alle meine ehemaligen jungen Mittheologen, sowohl die, welche außer der Requisition (wegen größerm oder geringerm Alter) gewesen und also zurückgeblieben waren, als auch diejenigen, die aus der

Gefangenschaft entflohen waren, und sich seit ihrer Rückkunft vor der fernern Requisition hatten in Sicherheit zu setzen gewußt, waren nun wohlbestallte Pastores loci in verschiedenen Gegenden des Elsasses. Ihr Loos schien mir aber so wenig beneidenswerth, im Gegentheil so sehr von den Launen ihrer Bauern abhängig, daß ich mich nicht entschließen konnte, eine Pfarre (deren mir mehrere angeboten wurden) anzunehmen. . . . Herr D. Blessig schlug mir vor in dem Collegium Wilhelmitanum, wo man wieder angefangen hatte, einige Zöglinge aufzunehmen, die zweite Pädagogus- oder Aufseherstelle zu übernehmen; die erste hatte seit 1793, allen Stürmen des Terrorismus trotzend, Hr. Dahler begleitet; derselbe, der eine geraume Zeit in Jena bei Hr. Eichhorn an einem orientalischen Lexicon arbeitete, und auch ein Handbuch der Literatur herausgab. In seiner Gesellschaft verlebte ich hier, zwar nur wenige, aber sehr angenehme, Wochen. Denn eine Familie, deren 2 Söhnen ich den Winter über Unterricht ertheilt, schlug mir vor, mit nach Paris zu gehen. Alle meine Lehrer und Freunde, und namentlich Herr Prof. Oberlin und Schweighäuser, riethen mir, diese Gelegenheit Paris zu sehen und zu benutzen, nicht zu versäumen, und ich bereue es gewiß nicht, ihrem Rathe gefolgt zu haben.

Beide gaben mir an B. Millin (von dessen liebenswürdigem Charakter und Dienstfertigkeit, besonders gegen teutsche Gelehrte, sie mir nicht genug erzählen konnten, und doch weit weniger sagten, als ich seitdem selbst zu erfahren Gelegenheit hatte) theils Empfehlungsschreiben, theils Aufträge. Ich wurde mit vieler Güte von ihm empfangen, und er bot mir alles mögliche an, was von ihm abhängen würde. Das erste Jahr lebte ich bloß als Zuschauer und Beobachter hier. Ich hatte in verlornen Augenblicken unter andern einen Aufsatz: über das Eigenthum und die verschiedenen Begriffe, welche verschiedene Völker darüber haben, den Prof. Meiners ins göttingische historische Magazin ehedem eingerückt hatte, ins Französische übersetzt. Ich zeigte die Uebersetzung Hrn. Millin; er schlug mir vor, sie ihm fürs Magazin Encyclopédique zu geben, wo sie auch abgedruckt ist. Bald darauf erhielt ich nun auch die A. L. Z., auf die ich mich abonnirt hatte, nachdem ich lange vergebens darnach geschmachtet; — ich theilte Herrn Millin etliche Male literarische Neuigkeiten aus Teutschland mit, und da ich sah, daß ihm diese Mittheilung Freude machte, ließ ich meine literarische Neuigkeitslese reichlicher werden, als vorhin, so daß wirklich, besonders seit den sechs oder acht letzten Monaten

wohl schwerlich ein Heft erschienen ist, wozu ich nicht mehr oder weniger Nachrichten von der teutschen Literatur, und den in Teutschland bestehenden literarischen und wissenschaftlichen Anstalten rc. gegeben habe. Meine Quelle hiebei war vorzüglich die A. L. Zeitung von Jena. Doch hatte ich bisweilen auch noch anderswoher schöpfen können. Vorigen Sommer gab mir Hr. Millin die 5 erstern Nummern Ihres N. Teutschen Merkurs, um (wie er sagte) eine kleine Notiz fürs Magazin davon zu machen. Allein ich fand so viel Interessantes darin, besonders da die Aufsätze von Hrn Fernow über die gerade damals im Musée du Louvre ausgehängten Raphaelschen Tapeten darin stunden, daß im Schreiben, unvermerkt, meine kleine Notiz, weil ich immer noch etwas fand, wovon ich doch auch gern gesprochen hätte, zu einem etwas größern Aufsatze anwuchs. Hr. Millin hatte, ohne daß ich es wußte, meinen Namen dazu drucken lassen; ich wurde es nicht eher gewahr, als bei Lesung des Heftes. Ich wagte es damals nicht zu vermuthen, daß mich dieser kleine Aufsatz in eine so schätzbare Verbindung sezzen würde.

Seitdem habe ich noch von mehrern teutschen Werken Rechenschaft gegeben, und vorzüglich suchte

ich immer darauf zu sehen, bei Gelegenheit des angezeigten Werks noch kürzlich von den übrigen Werken des Verfassers zu sprechen, um so unvermerkt den Franzosen nicht zu sagen, sondern bei ihnen den Gedanken zu erwecken, daß doch diese Allemands nicht sammt und sonders têtes quarrées seyn müssen, sondern daß es auch in dieser (wie es den Herren Franzosen zuweilen nachzusprechen beliebt) langage de chevaux, cette langue rude et dure, impossible à apprendre etc. Werke gebe, wo auch ein Franzose noch daraus lernen könnte. — Da meine Freunde in Straßburg von meinem Vorsatze hörten, freuten sie sich zwar höchlich darüber, schrieben mir aber, sie glaubten, ich gäbe mir vergebene Mühe. Ich ließ mich indeß nicht abschrecken, sondern rückte so allmählich unter andern eine Anzeige von Prof. Schneider's griechischem Lexicon ein, welche noch einem andern Mitarbeiter des Magazins Gelegenheit gab, eine Supplementarnotiz über Hrn. Schneiders Werke zu liefern; in eben dieser Absicht rückte ich auch die Notiz über Alxinger aus der A. L. Z. ein. Bei Gelegenheit von Hrn. Catel's Exercices de la langue allemande, nahm ich Gelegenheit einige in Frankreich herrschende Vorurtheile gegen die teutsche Sprache zu rügen, und so Herrn Millin zu einer Note Gelegenheit zu geben, wo er seinen Lands-

leuten verdiente Vorwürfe wegen der Vernachlässigung der teutschen Literatur machte. . . . So hatte ich nun 2 Jahre lang (bis zu Ende des verflossenen März) mit der Familie gelebt, mit welcher ich nach Paris gereist war; da der Theil der Erziehung und des Unterrichts, zu dem ich mich anheischig gemacht, geendigt war, und nun meine beiden Zöglinge näher zu ihrem künftigen Stande, einer als Ingenieur, der andere als Handelsmann, sollten vorbereitet werden, so änderte sich meine bisherige Lage. Ich verließ nun diese Familie, und bezog eine Wohnung für mich, weil ich mich entschlossen hatte meinen hiesigen Aufenthalt noch zu verlängern, vielleicht gar auf immer mich hier zu fixiren, da in Straßburg ohnehin der Aussichten so wenige sind, und ich hier Gelegenheit gehabt, einige interessante Bekanntschaften zu machen, die mir bisher schon sehr nützlich gewesen, und in der Folge eben so vortheilhaft seyn können. B. Millin, dem ich meinen Entschluß mittheilte, billigte ihn ebenfalls vollkommen. Ich beschäftige mich daher jetzt, außer den Beiträgen zum Magazin Encyclopédique, welche ich immer in derselben Hinsicht liefern werde, mit einem Aufsatze über die Neugriechen in Ungarn, und etlichen neuern Werken in neugriechischer Sprache, wo auch einige Worte über die ungarische Gefangen-

schaftsgeschichte einfließen werden und mit allerlei literarischen Arbeiten, zum Theil mit Hrn. Millin; ferner mit Uebersetzungen, (von Hrn. Hüttner's Reise soll die Uebersetzung ehestens gedruckt werden u. s. w.) Wenn sich überdies Franzosen zeigen, welche die teutsche Sprache und Literatur möchten kennen lernen, so werde ich ihnen auch zu Diensten stehen; ich habe dreien meiner französischen Freunde seit einiger Zeit unentgeldlichen Unterricht in der teutschen Sprache gegeben, und mit Vergnügen gesehen, daß es mir möglich war, sie in einigen Lectionen (wo ich ihnen das Wichtigste der teutschen Grammatik zu kennen gegeben hatte) so weit zu bringen, daß sie jetzt Fabeln von Lessing und Idyllen von Geßner mit sehr wenig Mühe lesen; zwei davon, welche englisch können, haben noch weit weniger Mühe, und fangen schon (ob wir schon noch keine 14 Lectionen haben) an, mich leichte Sachen teutsch zu fragen; beide haben vorhin keine Silbe teutsch verstanden oder gelesen. Allein der eine ist Mediciner und weiß, daß es in unserer Sprache viele Werke über seine Wissenschaft giebt, der andere beschäftigt sich schon seit langer Zeit mit Sprachphilosophie, und vermißte daher schon lange die teutsche Sprache, die ihm viele neue Vergleichungspunkte geben wird. Alle drei freuen sich gar sehr der Fortschritte, die sie machen,

besonders da auch sie vorhin immer das Teutsche als etwas gräßlich Schweres angesehen hatten. . . . Auf diese Art suche ich denn, so viel an mir liegt, theils mündlich, theils schriftlich dazu beizutragen, daß teutsche Sprache und Literatur in Paris gekannt werde, und ich zweifle nicht, daß wenn sie nur einmal erst gekannt ist, sie auch ohnfehlbar geschätzt werden wird. Die Hauptsache ist, den Franzosen, welche teutsch lernen wollen, das Unangenehme des ersten grammatischen Studiums so sehr zu erleichtern als möglich, und bis jetzt ist mir dies immer gelungen; sodann fortzufahren im Magazin Encyclopédique von der teutschen Literatur Nachrichten zu geben. Freilich sind wir hier etwas von der Quelle entfernt. Ich für mein Theil suche zum Theil Herrn Millins Bibliothek, die sich allmählig ziemlich mit teutschen Schriften füllt, zu benutzen, theils werde ich auch noch nähere Bekanntschaft mit B. Cramer und dessen Bibliothek zu machen suchen. Ich wünschte sehr gern eine kleine Note von teutschen Schriften zu haben, die dem französischen Witzgefühl etwa am meisten angemessen wären. Der fatale Esprit! dies ist gewöhnlich der Stein des Anstoßes für die Franzosen bei den teutschen Schriften. Sie sind ihnen meistens zu ruhig und philosophisch. Voyez moi une page de Voltaire,

de

de Marmontel etc. que ça est joli, qu'il y a là de l'esprit, dies ist eins ihrer gewöhnlichsten Steckenpferde.

Ihr
ergebenster
Theophil Friedr. Winckler.

---

## III.

## Literarische Parallelen.

---

### Münchhausen und Antiphanes.

Sollte sichs wohl der Mühe verlohnen, über so spaßhafte Einfälle, wie die des Herrn von Münchhausen, ein ernsthaftes Wort zu verlieren, und wo alle Welt nur lacht, das Gesicht pedantisch in die Miene der Reflexion zu ziehen? Ich denke immer; denn, wo und wenn alle Welt etwas thut, da giebt es auch etwas für das Nachdenken; zudem wollen wir es uns immer gestehen, daß die Abenteuer des besagten Herrn den meisten unter uns bei aller ihrer Albernheit dennoch bisweilen recht ergötzlich vorkom-

men. Woher das, da es doch so freche Lügen sind, die alle Naturgesetze der physischen Welt gleichsam mit Füßen treten, und die in der Poetik so hochgerühmte Wahrscheinlichkeit dergestalt aus den Augen sezzen, daß sie in dem völligen Gegentheil derselben ihre besondere Ehre suchen?

Die Alten erzählten sich von einer verständigen und man kann sagen, gefühlvollen Eruption des Aetna, die zwei Sicilische Jünglinge, Namens Anapias und Amphinomus, verschont, weil sie Vater und Mutter auf dem Rücken tragend der Todesgefahr zu entreißen suchten. Der Feuerstrom theilte sich, und öffnete ihnen einen schmalen Pfad, auf dem sie entrinnen konnten. (Die Stellen der Alten hat Gesner zu dem Epigramme des Claudian auf die Statuen dieser Jünglinge gesammelt.) Was hier als geschehen erzählt wird, dringt sich uns als in der Natur der Dinge unmöglich auf, und dennoch glauben wir es einstweilen, und fühlen eine Art von Rührung bei der seltsamen Geschichte, weil uns nämlich die Absicht der Dichtung insgeheim anzieht, die keine andere ist, als den hohen Werth der kindlichen Pietät auf eine recht ausgezeichnete Weise zu verherrlichen. Selbst in das rohe Element dringt der Geist der Liebe; die starke Naturkraft beugt sich

vor der Tugend, die ihrer Allmacht sich kaum bewußt ist. Die Erzählung ist ersonnen, aber wir sind geneigt zu wünschen, daß sie wahr seyn könnte.

Ganz anders bei absichtlosen Erdichtungen, die sich als Wahrheit ankündigen. Denken wir z. E. an die großen Regen- und Wind-Fässer der Indier, von denen bei Philostratus im Leben des Apollonius zu lesen ist, oder sonst an irgend eines der tausend geographischen und naturhistorischen Mährchen, die seit Aristeas dem Proconnesier (Herodot. IV. 14, 15) im griechischen Alterthum, und anderwärts noch reichlicher herumspuken, so werden wir wahrnehmen, daß uns solche Fabeln und Fratzen unbehaglich, ja fast ärgerlich sind, weil sie uns ohne alle Noth und unter dem schreienden Widerspruche des Verstandes und der Erfahrung als baare Wahrheit verkauft werden; nur dann nehmen wir einen solchen Betrug als gefällige Täuschung auf, wenn wir durch ein anmuthiges Spiel der Phantasie in Bildung der Formen und Verbindungen gleichsam bestochen werden.

Dagegen tragen die Münchhausischen Erzählungen den unverkennbaren Stempel der Lüge gleich durch

das überall durchblickende Unmögliche, wovon bisweilen eins in dem andern steckt, an sich. Durch diese Offenheit ist dem vielgereisten Herrn ein Privilegium gegeben, in die ausschweifendsten Fictionen, als da sind Hasen mit vier Läufen unter dem Leibe und vieren auf dem Rücken; Windspiele, die sich zu Dachssuchern herunterlaufen; aus den Augen sprühendes Feuer, das Gewehre losbrennt; Ebbe und Fluth und Flotten und eine berathschlagende Versammlung in dem Magen eines Seeungeheuers rc. sich nach Herzenslust zu verlieren. Von dieser Seite betrachtet, ist die Münchhausische Erzählung eine hyperbolische Hyperbel, oder wenn man lieber will, eine recht plump übertriebene Hyperbel, oder auch eine Parodie auf die Hyperbel. Apollonius der Rhodier läßt (I. 179.) den Euphemus, Sohn des Poseidon, — den einer an einem andern Orte, Münchhausisch genug, zu einem Stier der Europa gemacht hatte rc. (G. H. Schäfer Meletem. Crit. I. p. 127) — über das Wasser laufen, ohne einen Fuß zu netzen, und Virgils Camilla wußte

im Laufe voran zu rennen den Winden
Selbst auf dem oberen Grün der unberührten Saatflur
Flöge sie, ohn' in dem Laufe die kindliche Aehre zu kränken.

(Aeneis 7ter Gesang V. 807 f. nach Voß.)

Aber mein Hr. von Münchhausen „reitet mit „seinem leichten, schnellfüßigen Tartar über ein stun„denlanges Waizenfeld in 13 Minuten hin und her, so „schnell, wie ein Vogel fliegt, ohne eine Aehre zu beu„gen, noch weniger einzuknicken.“ —

So barock und widernatürlich die Erfindungen aus dieser Fabrik sind, so wird man doch bemerken, daß ein gewisser Schein von Möglichkeit und Zulässigkeit fast überall gelassen ist, ohne welchen wir glauben würden, uns im Tollhause zu befinden. Gerade in diesem Scheine liegt das Unterhaltende und Lächerliche dieser Anekdoten, und der eigentliche Kunstgriff, — wenn hier von Kunst irgend die Rede seyn kann, — sie zu fabriziren. An dieser Klippe sind denn auch die neuesten Nachahmer jenes erhabenen Urbolar gescheitert. So wird der obenerwähnte Hase mit einem Schwimmer verglichen, der bald auf den Bauch, bald auf den Rücken sich wirft; so giebt der Hirsch mit dem wunderbaren Baume zugleich Braten und die dazu gehörige Kirschtunke; der Strick, der zu der Hinabfahrt vom Monde dient, wird an die Hörner des Mondes gebunden rc. Wollte man mit dieser Münchhausischen Gattung der Poesie eine aus der bildenden Kunst vergleichen, so würde es die Karikatur seyn, nur daß jene harmloser ist, als es

diese, zumal auf der gold = und spleenreichen Insel, zu seyn pflegt. Ich habe weder Lust noch Muße auf die Geschichte und Literatur derselben einzugehen, und zu untersuchen, ob und von wem sie in alter und neuer Zeit, im In = und Auslande vor Bürger, der sie bei uns in Schwang brachte, cultivirt worden sey. Allein daß die Griechen, ein Geschlecht, mit den Römern zu reden, voll Lug und Trug, in irgend einer Art und Abart der Fabeln das jus primae occupationis sich sollten nehmen lassen, ist schon a priori zu bezweifeln. Bei ihnen finden wir unbedenklich einen Münchhausen vor Münchhausen in einem gewissen Antiphanes. Nach Plutarch de profectu virtutis sentiendo p. 79 A. hatte dieser von einer Stadt erzählt, in der „eine so grimmige Kälte war, daß die Worte, die die Einwohner im Winter sprachen, auf der Stelle gefroren, erst im Frühjahre aufthauten und vernehmlich wurden" Wer denkt da nicht an Münchhausens Posthorn? — So spaßhaft der Einfall, so ernst die Anwendung, die bei Plutarch gemacht wird. Man kann sie geistreich wiederholt nachlesen in F. A. Wolf's verm. Schrift. u. Aufsätz. 1802. S. 166.

Vermuthlich war dieser Antiphanes der von Berga, im thracischen Chersonnes, der durch sein Werk

ἄπιστα oder unglaubliche Dinge genannt, seine gute Vaterstadt in solchen Mißcredit brachte, daß die Alten von Bergäer Nachrichten ohngefähr so viel hielten, wie wir von Münchhausischen.

* * *

## Xenophon und der Verfasser des Siegwart.

Zwei sehr heterogene Autoren! Ich bin weit entfernt, den Siegwart im Xenophon finden zu wollen; aber einen Passus aus dem Xenophon zu citiren, aus dem sich ergiebt, daß der lebens- und genußfrohe Grieche sich doch wohl bisweilen zur Empfindelei in der Liebe mehr hinneigte, als man gewöhnlich annimmt, wird erlaubt seyn. Es giebt Liebende, heißt es in dem Anfange des 5ten Buches der Cyropädie, die an ihrer Sklaverei ein schmerzlich-süßes Wohlgefallen finden. Diese, heißt es dann weiter, εὔχονται μὲν ἀεὶ ὡς ἄθλιοι ὄντες ἀποθανεῖν. μυρίων δ' ουσῶν μηχανῶν ἀπαλλαγῆς τοῦ βίου οὐκ ἀπαλλάττονται. (wünschen zwar immer, als seyn sie unglücklich, zu sterben; machen jedoch von den tausend Arten, das Leben los zu werden, keinen Gebrauch.) Also viele Siegwarte, doch kein Werther. Dies meinte ja auch Lessing in dem

bekannten Capitelchen zum Beschluß, und je cynischer, je besser.

* * *

## Hebel und Hesiodus.

Der Sänger der Allemannischen Gedichte, dem Unschuld und Anmuth selbst bei Verfertigung seiner Lieder zur Seite gestanden, weiß besonders dadurch zu interessiren, daß er nicht nur, was lebt und webt, sondern man kann sagen, was nur ein Ding ist, und entweder einen idealischen oder reellen Wirkungskreis hat, auf die naivste Weise zu einer Person umgestaltet, wobei er sich nicht begnügt, ihr Eigennamen und kümmerliches Leben ertheilt zu haben, nein, die er mit Allem ausstattet, was nur zu einer vollständigen persönlichen Existenz gehört, als da sind Lebensart, Leidenschaften, Verbindungen mit ähnlichen Wesen, angemessenem Gespräch, — zur besondern Freude des theilnehmenden Lesers.

Weisch Jobbeli, was der Morge-Stern
am Himmel sucht? Me seit's nit gern!
Er wandelt imme Sternli no,
er cha schier gar nit vonnen lo;
Doch meint si Mutter, 's müeßt nit sy,
Und thut en wie ne Hüenli i.

Drum stoht er uf vor Tag und goht
si' m Sternli no im Morgeroth;
er sucht und 's wird em windeweh,
er möcht em gern e Schmützli ge,
er möcht em sagen: I bi der hold!
es wär em über Geld und Gold.

Doch wenn er schier gar bynen wär,
verwacht si Mutter Handumcher;
Und wenn sie rüeft enander no,
sen isch mi Bürstli niene do. 2c.

Weniger Wesen noch, als Sonne, Mond und Sterne haben die verschiedenen Zeiten und Zeitabtheilungen, an sich bloße leere Formen, die aber durch die grazienvolle Naivetät des Dichters in ein munteres und bedeutendes Leben gerufen werden.

So der Sonnabend und Sonntag:

Der Samstig hat zum Sunntig g'seit:
„Jez hani alli schlofe gleit;
„si sin vom Schaffe her und hi
„gar sölli müed und schlöfrig gsi,
„und 's goht mer schier gar selber so,
„i cha fast uf ke Bei me stoh."
So seit er, und wo 's Zwölfi schlacht,

se sink't er eben in d' Mitternacht,
der Sunntig seit: Jez ischs an mir ꝛc.

So tritt das neue Jahr in der lebendigsten Persönlichkeit auf, indem es sich unter andern so vernehmen läßt. (Iris von Jacobi. 1807. S. 91.)

Kei Blümli roth, kei Blümli wiß!
An alle Bäume nüt als Ris!
Um alli Brunntrög Strau und Strau,
Vor Chellerthür und Stallthür au;
mi Vetter hot's drum sölli g'macht,
und lauft jez furt in dunkler Nacht.

Das Ding, das mueß mer anderst cho;
i bi de Ma, und's bleibt nit so.
Die Gärte müen mer g'süfert sy,
Aurikeli und Zinkli dri,
Und neui Blüethen alli Tag,
Was Hueß und Nast vertrage mag. — —

„Grüeß Gott, ihr Lüt, und ich bi do!
„I bi scho z' Nacht um Zwölfe cho.

„Mi Vetter het si Bündel g'macht,
„und furt bei Nebel und bei Nacht,
„Wär' ich nit uf d' Minute cho,

„'s hätt' weyer chönne g'föhrli go.
„Wie g'falli' ch in mi Sunntig-Gewand?
„'s chunnt fade neue us 's Schniders Hand.

In einer ganz andern Absicht, als um Parallelen zu ziehen, durchlas ich neulich wieder Hesiod's Theogonie. Gegen das Ende kömmt bekanntlich eine malerische Schilderung des Tartaros, worinnen der Erde, des Meeres und Himmels Beginn und Enden versammelt sind; dort steht auch der Nacht Behausung.

Vor ihr trägt Japetos Sohn das Gewölbe des Himmels
Hoch dastehend, mit Haupt und unermüdeten Armen
Unverrückt: wo die Nacht und Hemera (der Tag) ferne sich wandelnd,
Eine die andre begrüßt, (ἀλλήλοις προς εἰπου) um die mächtige Schwelle des Erzes
Schwingend den Lauf. Wenn die eine hinabsteigt, gehet die andere
Schon aus der Pfort' und nie sind im Innern beide geherbergt;
Sondern die eine ist immer beschäftigt außer der Wohnung,

Und umwandelt die Erd', und die andere, drinnen
im Hause,
Wartet indeß, bis ihr des Hervorgehns Stunde
herannaht.
Jene bringt die Helle des Lichts den Erdbewohnern;
Diese den Schlaf in den Armen, den Zwillings-
bruder des Todes,
Sie, die schreckliche Nacht, umhüllt mit finsteren Wolken.
(nach Voß Uebersetzung.)

Unwillkührlich fiel mir Hebel ein; ich hielt inne und erfreute mich eine Zeitlang an dem Gedanken, daß die schönste Poesie gleichsam nur sey eine Verjüngung der alten ewigen Natur.

* * *

## Chares von Mitylene und Wieland.

In dem zehnten Buche seiner Geschichten vom Alexander erzählte Chares der Mitylenäer nach Athenäus's Bericht (l. XIII. p. 576) folgenden Liebeshandel.

„Der jüngere Bruder des Hystaspes war Zariadres, beide schön; die Einwohner nannten sie Söhne der Aphrodite und des Adonis. Hystaspes herrschte über Medien, und das darunter gelegene Land; Zariadres aber über die oberen Länder jenseit

des Kaspischen Thores bis zum Tanais. Jenseit des Tanais führte Omartes die königliche Herrschaft, der eine Tochter, Namens Odatis hatte. Von ihr war in den Geschichten geschrieben, daß sie den Zariadres im Traume erblickt und so Liebe zu ihm gefaßt habe; ein Gleiches sey auch ihm gegen sie widerfahren. So verharrten sie in ihrer gegenseitigen Leidenschaft, die das nächtliche Traumbild ihnen eingeflößt hatte. Es war aber Odatis die schönste aller asiatischen Frauen, und Zariadres war nicht minder schön. Zariadres schickte an den Omartes, und trug seiner Tochter seine Hand an, allein Omartes willigte nicht ein, weil er ohne männliche Nachkommenschaft sie lieber einem seiner Freunde geben wollte. Nicht lange nachher versammelte er die Großen seines Reichs, und s:ine Freunde und Verwandten, und stellte das Vermählungsfest an, ohne voraus zu sagen, wem er seine Tochter zu geben gesonnen sey. Im jubelreichsten Taumel der Gäste rief nun der Vater die Odatis zum Mahl, und sprach, daß es alle hören konnten: Wir bereiten jetzt, Tochter Odatis, deine Hochzeit; sieh dich um, und schaue alle an; dann fülle diese goldene Schaale und gieb sie dem, den du zum Bräutigam begehrest; zu dessen Gemahlin sollst du erklärt werden. Jene schaute nach allen umher, und entfernte sich weinend von jedem,

sich sehnend den Zariadres zu erblicken; denn sie hatte ihm gemeldet, daß ihr die Hochzeit bereitet werden sollte. — Er hatte sich gerade mit einem Heer am Tanais gelagert. Unvermerkt machte er sich in Begleitung eines einzigen Wagenlenkers auf, gieng in der Nacht durch die Stadt, vollendete gegen achtzig Stadien, und kam in dem Dorfe, wo das Hochzeitfest begangen wurde, an. Hier ließ er Wagen und Führer an einem Orte zurück, legte eine Scythische Stola an, und eilte in die Versammlung, wo er die Odatis vor dem Credenztisch stehend und unter Thränen langsam die Schaale mischend erblickte. Er näherte sich ihr und sagte: Hier bin ich, Odatis, wie du begehrt hast. Sie, wie sie den fremden schönen Mann, der ihrem Traumbilde glich, wahrnahm, gab ihm voll überschwenglicher Freude die Schaale, und er warf sich mit ihr in den Wagen, und entführte seine schöne Beute. Die Diener und Mägde, die von der Liebe unterrichtet waren, schwiegen, und als der Vater ihnen befahl, die Tochter zu holen, antworteten sie, daß sie nicht wüßten, wo sie hin wäre. —

Oft noch erwähnen die Barbaren, die Asien bewohnen, diese Liebe, und preisen sie als beneidenswerth, und malen diese Erzählung in Tempeln, den königlichen Pallästen und auch in den Privatwoh-

nungen, und viele der Großen geben ihren Töchtern den Namen Odatis."

Hier sind, dünkt mich, die Grundzüge des französischen Romans, dem Wieland im Oberon folgte; eine Entdeckung, die vielleicht bei Kennern dieses Faches, und am ersten bei dem gelehrten Dichter selbst keine mehr ist, so wenig als die Bemerkung, daß ein anderer Theil desselben Romans zweifelsohne aus Heliodors äthiopischen Erzählungen entlehnt ist.

* * *

## Tacitus und Schiller.

Sejan, schreibt Tacitus im 4ten Buche der Annalen c. 60., zog auch den Bruder des Nero, Drusus, in seine Partei, indem er ihm die Hoffnung der obersten Gewalt vorhielt, wenn er den ältern und schon wankenden völlig gestürzt hätte. Der wilde Sinn des Drusus wurde außer der Herrschsucht und dem gewöhnlichen Bruderhaß noch vom Neide gereizt, weil die Mutter Agrippina dem Nero geneigter war. Doch begünstigte Sejan den Drusus nicht so, daß er nicht auch Vorkehrungen zu seinem künftigen Verderben hätte treffen sollen; ihm

war wohl bekannt, wie ungestüm, und wie viel leichter zu überlisten er sey. (Fratrem quoque Neronis, Drusum, traxit in partes spe objecta principis loci, si priorem aetate et jam labefactum demovisset. Atrox Drusi ingenium super cupidinem potentiae et solita fratribus odia accendebatur invidia, quod mater Agrippina promtior Neroni erat: neque tamen Sejanus ita Drusum fovebat, ut non in eum quoque semina futuri exitii meditaretur; gnarus praeferocem eum et insidiis magis opportunum.) In der Braut von Messina sehen wir beinahe dieselben Charaktere, dieselben Verhältnisse erneuert; in der Isabella eine Agrippina, in Don Manuel den Nero, und in Don Cäsar den Drusus gleichsam wiederholt; kein Wunder, da hier Charaktere und Verhältnisse in einer natürlichen und fast unvermeidlichen Wechselwirkung stehen, die den Dichter nöthiget, den Historikus zu kopiren.

Beiläufig noch eine Anmerkung zu den Worten der Isabella an ihre Söhne:

Leben um Leben tauschend siege jeder
Den Dolch einbohrend in des Andern Brust,
Daß selbst der Tod nicht eure Zwietracht heile,
Die Flamme selbst des Feuers rothe Säule,

Die

Die sich von eurem Scheiterhaufen hebt,
Sich zweigespalten von einander theile,
Ein schaudernd Bild, wie ihr gestorben und
gelebt.

Diese getheilte Flamme mit ihrem furchtbaren Symbol eines auch durch den Tod nicht zu versöhnenden Hasses ist bei den Alten in der Geschichte des Eteokles und Polynices berühmt. Die Stellen findet man bei Jacobs zur Anthologie II. 158. XVIII. und II. 179. XXXVI. gesammelt. Einer Artigkeit, daß der arme Ovid seiner Gemahlin Geburtstag zu Komi feierte; einer zweiten, daß er diese Feier in einer seiner Elegien (Trist. l. V. el. 5.) nach allen Umständen beschrieb, verdanken wir es, daß wir mit ziemlicher Gewißheit angeben können, wer den Gedanken einer solchen freiwillig sich theilenden Flamme zuerst gehabt hat. Der Rauch wandte sich bei dem Opfer des verbannten Dichters nach Rom hin; ein Sinn schien ihm in demselben zu wohnen, so wie in jener Opferflamme der Thebaner. Denn

Sinnvoll, wenn nach Gebrauch gemeinsames Opfer gebracht wird
Thebens Brüdern, die einst sanken durch wechselnden Mord,

Hebt vom Altar mit sich selbst uneins und zwei-
fach gespalten,
Gleich als wär's ihr Gebot, sich der verfinsterte
Dampf.
Dies sprach ich sonst (noch gedenk' ich es wohl)
kann nimmer geschehen;
Des Battiaden Bericht dünkte mir eiteler Trug,
Alles glaub' ich nunmehr. —

Kallimachus also war vermuthlich der erste, der dieses symbolische Ereigniß schuf, oder es doch wenigstens aus einer Volkssage dichterisch einkleidete; vermuthlich in dem abstrusen mythologischen, historischen und geographischen Poem, das den Titel αἴτια — Ursachen — führte. Vergl. Ruhnken. ad fragm. Callimachi p. 416. ed. Ernesti und Bentley ad Horat. Sermon. II. 3, 158.

Uebrigens findet bei dieser getheilten Flamme dieselbe Bemerkung statt, die oben bei der Theilung der Aetnagluth von der höheren Bedeutung derselben gemacht wurde. Die Erscheinung ist dieselbe, aber ihr Eindruck ist so verschieden, als die

Brüder es waren, die zur Dichtung derselben Veranlassung gaben.

Schul-Pforte.

A. G. Lange.

---

## IV.

## Noch ein Fragment für künftige Herausgeber des Persius.

(N. T. Merkur 1806. XII. St. S. 243 ff.)

---

Herr Passow lieferte für künftige Herausgeber des Persius Fragmente; diesen füge ich folgendes bei:

Ich besitze einen Cod. membranac., welcher, aller Wahrscheinlichkeit nach, bisher noch von keinem Herausgeber des Persius benützt worden ist. Er besteht aus 28 Pergamentblättern; das 29ste Blatt ist leer; das Format ist Quart. Er ist vollkommen gut erhalten, und ohne alle Beschädigung. Er ist von einer saubern Hand und mit der größten Accuratesse geschrieben. Jede Seite — von der ersten bis zur vorletzten — enthält 12 Zei-

len; die letzte hat deren nur sieben, ohne die Unterschrift. Der Anfangsbuchstabe der ersten Satyre ist roth; die Anfangsbuchstaben der übrigen sind blau; jede Zeile beginnt mit einem rothilluminirten Anfangsbuchstaben. Das Ganze ist mit viereckigen kleinern (minoribus quadratis) Buchstaben geschrieben. Hie und da sind Abbreviaturen; dieser Codex hat kein kleines s, sondern überall nur das lange ſ. Ursprünglich hatte der Codex kein Unterscheidungszeichen; erst eine spätere Hand fügte hie und da — aber sehr sparsam — Fragzeichen und Commata bei; Punkte findet man nirgends, nicht einmal über den Buchstaben i und zu Ende einer Satyre, außer da, wo das Ausrufungszeichen stehen sollte. Die Aufschriften einer jeden Satyre sind ganz mit rother Dinte geschrieben; die erste bis vierte incl. hat ſartira; die beiden übrigen haben ſatira; nur bemerke ich, daß die letzte Satyre zur Aufschrift hat: „6 Satira" und zwar mit schwacher Dinte und mit ganz kleinen Lettern (minimis.) Die Unterschrift zu Ende des Ganzen ist:

„Explicit ignotuſ per totū perſiuſ orbem."

Nach diesem Codex hieng der sogenannte Prolog mit der ersten Satyre ursprünglich zusammen. Nach dem Titel: „Prima ſartira" steht zwar „Pro-

logus", aber von einer spätern und zwar schlechtern Hand. Schon das kleine oder kurze s im Prologus läßt ein späteres Alter erkennen, zumal da es im ganzen übrigen Cod. nicht erscheint. — Sodann erhellet es auch daraus, daß die Zeile: „O curas hommi. o. quantum est in rebus inane" keinen großen illuminirten Anfangsbuchstaben hat, und daß zwischen dem sogenannten Prolog und jener Zeile kein leerer Zwischenraum ist, wie bei den übrigen Satyren.

Herr Passow zieht bei dem Verse des Persius (I, 67. 68.)

„Siue opus in mores, in luxum *et* prandia regum,
Dicere res grandes nostro dat Musa poetae."

die Lesart: — „*in* prandia regum" vor und stützt sich auf eine von ihm verglichene Dresdner Handschrift, welche Variante auch Reitz in den Text aufgenommen hat. — Auch mein Codex hat nicht *et*, sondern *in*; nur bemerke ich, daß nach dem Worte „grandes" ein Comma steht, welches aber von einer spätern Hand vielleicht erst beigesetzt worden ist; die Dinte ist bleicher, als bei dem Texte.

Sodann wird durch meinen Codex die Stelle des Persius (V, 17. 18.) eben so geliefert, wie sie Hr. Passow in den Codd. Goth. und Dresd. und in allen alten Ausgaben gefunden hat, daß nämlich „mensas“ nicht aber „mensam“ zu lesen ist. Beiläufig bemerke ich, daß auch der hiesige Ebnersche Codex „mensasque“ hat. (S. *Persii* Satyrae VI. c. var. lectt. Cod. *Ebneriani* ed. G. Fr. *Sebaldo*. tabb. aen. incis. a. J. M. *Schmidio*. Norimb. 1765. 4.)

Um das Urtheil der Kenner über den Werth oder — Unwerth meines Codex zu erleichtern, will ich die — von der Zweibrücker Ausgabe (Biponti 1785) abweichenden Lesearten des Codicis angeben. Zur Probe nehme ich die erste Satyre mit Einschluß des sogenannten Prologs. Sollte der verdienstvolle Hr. Herausgeber des N. T. Merkurs diese Probe einer Aufnahme für würdig halten, so werde ich es für einen Wink ansehen, die Lesearten der fünf übrigen Satyren folgen zu lassen.

## Prologus.

v. 5. Illis remitto — Cod. relinquo.
v. 9. Verba nostra — Cod. nostra uerba.
v. 13. Poetrias — Cod. poetridas.

Prima ſartira.

| | | |
|---|---|---|
| v. 5. | Praetulerint | — Cod. Pretul*erunt*. |
| — 7. | Quaeſiveris | — Cod. queſi*eris*. |
| — 10. | Et nucibus | — — *ac* nucibus *) |
| — 15. | Scilicet haec | — — Scilicet *hoc*. |
| — 17. | Sede leges | — — Sede leg*ens*. |
| — 18. | Mobile collueris | Cod. Mobile *collu-erit*. |
| — 24. | Quo didiciſſe | — Quo*d* didicisſe. |
| — 32. | Circum humeros | — Circ*a* humeros. |
| — 40. | Rides, ait, et nimis | — Rides cur et nimis. |
| — 50. | Quid non intus habet? | Quod non etc. |
| — 55. | Verum mihi dicite | — dicit*o*. |
| — 60. | Tantae | — — tant*um*. |
| — 64. | Numero fluere | — effluere. |
| — 69. | Docemus | — — uidemus. |
| — 75. | Qum trepida | — — Quem trepida. |
| — — | Dictatorem | — — dictaturam. |
| — 80. | Cum videas | — — Cum uideras. |
| — 87. | Bellum hoc. hoc bellum. | Cod. Bellum hoc, bellum eſt. |
| — — | Ceues | — Cod. *ceres*. |
| — 93. | Verſum didicit | — didicit uerſum. |

*) ac kömmt öfter vor anſtatt des et.

— 98. legendum. — — legendum *est.*
— 102. Euion ingeminat — Euchion etc.
— 104. Vieueret in nobis — in *u*obis.
— 105. et Attin — et atris.
— 111. Euge, omnes, omnes Cod. euge, omnis etenim mirc etc.
— 121. Auriculas asini Mida re[illegible] habet Cod. Auriculas asini quis non habet.
— 125. Aspice et haec Cod. Aspice et hoc.
— 128. Sordidus — Sordi*b*us.
— 129. Seque aliquem — Se se aliquem.
— 131. Nec qui abaco numeros Cod. Nec qui apici numeros.

Nürnberg.

Johann Ferdinand Roth.

---

## V.

## Fragment aus einer Geschichte der allegorischen Zimmerverzierungen.

---

— — Merkwürdig ist es, daß zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts einige teutsche Architekten so viel Vorliebe für allegorische Zimmerverzie-

rungen zeigten, die doch in der Folge von den Teutschen so selten angebracht und endlich fast ganz vergessen wurden.

So behauptet unter andern der damals sehr geschätzte Leonhard Sturm in seiner Abhandlung von den Beizierden der Architektur; wenn man bei Auszierung der Zimmer recht accurat verfahren wolle (wie billig geschehen solle, weil es dem Bauherrn nicht mehr Geld und Beschwerde, und nur dem Baumeister mehr Fleiß und Nachsinnen koste), so müsse alle Malerei symbolisch seyn, d. h. eine gute, des Bauherrn Ehre und der Zimmer Entzweck und Nutzen gemäße Bedeutung haben, und gleichsam redend gemacht werden, oder, wie er es anderwärts *) ausdrückt, in jedem Gemach oder auch in einem ganzen Geschoß in guter Harmonie beisammenstehen, und wohl gar eine ingeniöse, symbolische Application an die Hand geben.

Auch begegnet Sturm recht gut der Einwendung, es bekämen die Gebäude doch nur selten Personen zu sehen, die solche Subtilität und Grillenfän-

*) In seiner Anweisung großer Herrn Palläste anzugeben. Augsb. 1718.

gerei der Invention penetrirten. Denn erstens antwortet er, es wären dergleichen verständige Anschauer nicht so gar selten; was sich auch zu Sturms Zeiten wirklich so verhielt, weil damals jeder, der für einen wohlerzogenen und galanten Mann passiren wollte, nicht nur die mythischen und allegorischen Personen kennen, sondern auch auf die Sinnbilder sich ein wenig verstehen mußte. Dann meint Sturm, wäre auch denen, die solche Inventionen nicht von selbst verstünden, leicht zu helfen, wenn ihnen nur ihr Führer eine nothdürftige Erklärung zu geben im Stande wäre. Endlich bemerkt er noch sehr richtig, daß dergleichen bedeutende Gemälde auch denen, die sie nicht verstünden, gewiß eben so gut gefielen, als confuse, ohne Verstand und Bedeutung hingesetzte Malereien; dahingegen die letztern verständigen Anschauern weit weniger als jene gefallen würden; nun sey aber das, was allen gefiele, dem, was nicht allen gefiele, immer vorzuziehen und also der ganze Einwurf für nichts weiter, als ein nichtiger Vorwand fauler und unverständiger Baumeister zu halten.

Zu verwundern ist, daß dieser Lobredner und Vertheidiger der allegorischen Auszierung, der so viel für Baumeister schrieb, ihnen keine Anleitung zu

dergleichen Inventionen gegeben und seine Ideen davon nirgends weiter entwickelt hat. Nur aus einigen in seiner Ausübung der Goldmannischen Baukunst (Braunschw. 1699.) zerstreuten Exempeln, besonders aus der am Ende befindlichen Beschreibung eines Pallastes läßt sich ersehen, daß er jene symbolische Harmonie, vorzüglich durch Vereinigung profaner und biblischer Geschichtsgemälde mit allegorischen Bildern, und den damals so beliebten Sinnbildern hervorzubringen suchte. Auch sind einige seiner Erfindungen nicht übel ausgedacht, wie z. B. die Auszierung des Zimmers eines Prinzenhofmeisters, wo an der Decke der unter die Sterne versetzte Lehrer des Achilles, Chiron, und an den Wänden Geschichten von Fürsten, die ihre Lehrer hochachteten, vorgestellt sind; desgleichen die zu den ritterlichen Exercitien der Prinzen bestimmten Zimmer, wo an den Wänden verschiedene darauf sich beziehende Anekdoten und im Plafond die Götter, die bei den Alten diesen Uebungen vorstanden, gemalt sind. Sonderlich glücklich sind aber freilich die meisten von Sturm vorgeschlagenen historischen Sujets nicht ausgewählt. Manche würden sich gar nicht malen lassen und andere ziemlich unschicklich angebracht seyn, wie z. B. die Exempel undankbarer Zöglinge in den Schlafzimmern der beiden Hofmeister, als ob diese allemal früh und abends Betrach-

tungen über ihren künftig zu erwartenden Lohn anstellen sollten. Auch sind die Sinnbilder, die fast in jedem Zimmer vorkommen, zwar gewöhnlich passend, aber auch fast immer so trivial oder dunkel oder unedel, wie die meisten Embleme jenes Zeitalters, welches eine solche Menge schlechter Produkte dieser Art hervorgebracht hat, daß darüber jene ganze Gattung von Verzierungen, die man vielleicht nicht ohne alle Einschränkung hätte verwerfen sollen, in Mißkredit und außer Gebrauch gekommen ist.

Durch mehr Beispiele, als Sturm aufstellte, suchte die allegorische Auszierung sein Zeitgenosse Paul Decker zu empfehlen, dessen 1711 erschienener fürstlicher Baumeister, worinnen viele Zimmer abgebildet sind, großen Beifall fand. Uns ist dies freilich kaum begreiflich. Diese ungeschlachte Pracht, diese Anhäufung von schwerfälligen Zierrathen, diese überall gekrümmten und geknickten, zerbrochenen und unterbrochenen Umrisse der Architektur, diese kolossalischen Figuren, die sich in alle jene Schnörkel gelagert haben und auf allen Simsen mit herabhängenden Beinen sitzen, diese Klumpen von Wolken mit Genien und Engeln, die sich zerarbeiten, um einen Schild oder eine Krone emporzutragen, diese Teppi-

che mit schweren Frangen, diese Baldachins mit ausgezackten Falbeln, diese ungelenken Grotesken, die statt zarter Linien aus breiten Borden wie die Besetzung einer Chabraque zusammengesetzt sind — alles dies macht freilich auf unser, an eine einfachere Verzierungsart gewöhntes Auge, einen so widrigen Eindruck, daß man geneigt ist, Deckers Dekorationen für das Non plus ultra jener Geschmacksverirrung zu halten, zu welcher die gefährlichen Beispiele von Bernini, Borromini und Beretini ihre gedankenlosen Nachahmer verleitet hatten. Indessen sind doch Deckers Kompositionen nicht ohne alles Verdienst. Man entdeckt bei näherer Betrachtung nicht nur manche zierlich geformte und artig angeordnete Theile, sondern bemerkt auch fast überall sein Bestreben, nicht bloß leere Formen, sondern auch Ideen darzustellen, und wenn er auch müssige, nichts bedeutende Zierathen einmischt, doch gewöhnlich die symbolischen Verzierungen vorherrschen zu lassen.

So sind in einem Zimmer (Taf. 19 — 24.) wo die Geschichte des Aeneas vorgestellt ist, die Grotesken, die die historischen Gemälde umgeben, fast durchgängig aus Waffen und Kronen zusammengesetzt; man sieht gefesselte Ueberwundene, die Minerva, die Fama, über dem Kamine Trophäen und

nur hin und wieder einiges nicht hierher gehöriges Possierliche. Auch im Plafond ist die Vergötterung des Aeneas zwar nicht, wie man erwartet, mit Göttern des Alterthums, sondern mit modernen Bildern von Tugenden umgeben; indessen stehen diese Abbildungen der Tugenden eines Helden so wie die ihnen beigesellten symbolischen Vögel, als Pelikan, Adler u. s. w. immer in Beziehung auf den in der ganzen Dekoration durchgeführten Hauptgedanken. So hat auch in einem andern Zimmer (Taf. 14 — 18.), wo die Wandverzierungen nur Schnörkel, die dazwischen angebrachten Gemälde aber die Geschichte des Apollo vorstellen, alles, was man an der Decke erblickt, Bezug auf den Gott der Sonne und der Jahreszeiten. Um das Mittelbild, wo er mit seinem Gefolge in einer Glorie erscheint, ziehen sich Grotesken mit Opfern an Thiere, unter deren Gestalt verschiedene Völker den Sonnengott verehrten. Dazwischen fliegen allerlei dem Apollo geheiligte Vögel und in den vier Ecken sieht man die Jahreszeiten mit ihren Sternbildern. Unter jeder ist in einem Medaillon ein dieser Jahreszeit eigenthümliches Vergnügen, z. B. bei'm Winter das Schauspiel, bei'm Herbste die Jagd u. s. w. abgebildet und daneben sizzen immer ein Paar Figuren, die, wie der Vorbericht besagt, Tugenden vorstellen sollen, deren

Beziehung auf die Jahrszeit aber schwer zu errathen ist.

Von einem andern Plafond (Taf. 46.), wo sich Decker eine ähnliche Vermischung der modernen und antiken Allegorie erlaubt hat, giebt er im Vorberichte selbst eine Erklärung seiner Gedanken. Hier sind in vier Medaillons die Elemente, Feuer und Luft durch den Apoll und die Juno, Wasser und Erde durch den Neptun und die Cybele vorgestellt. Neben jedem Medaillon sitzen ein Paar Tugenden, die auf Eigenschaften der Natur oder Gottheit, welche sich in und an den verschiedenen Elementen offenbaren, anspielen. Einige dieser Anspielungen sind freilich sehr gesucht und also unverständlich; andere aber auch leicht aufzufinden, wie z. B. bei'm Neptun, der die Bilder der Stärke und Geschwindigkeit neben sich hat. Sinnreich ist der Einfall, dem Apollo die Tugenden der Klugheit und Mäßigkeit beizugesellen, welche andeuten sollen, daß die Erdgewächse nur durch weise Mäßigung der Hitze, die sie hervortreibt, zu ihrer Zeitigung gelangen. Nicht so glücklich erfunden ist die Gruppe der Cybele, neben der die Gerechtigkeit und der Friede sitzen, um anzuzeigen, daß nur, wenn diese herrschen, die Erde in einen blühenden Zustand kommen kann; denn hier hat

Decker die Erde nicht als Element der Natur, wie doch in diesem Cyklus geschehen sollte, sondern als Wohnplatz der Menschen betrachtet. Noch mehr aber hat er bei'm Mittelbilde des Plafonds vergessen, daß er nicht eine moralische, sondern eine physikalische Allegorie aufstellen wollte. Denn dort erscheint zwar der Lenker des Ganzen, Jupiter; aber er hat nichts mit der Regierung der Elemente zu schaffen, sondern ist mit der Apotheose eines Fürsten beschäftigt, der auf den Wink der Ewigkeit von der Zeit zu seinem Throne getragen wird.

Viel mehr, als der gute Wille, etwas Sinnreiches aufzustellen, ist also freilich auch an diesem Plafond nicht zu loben, so wie an den übrigen Kompositionen dieses Meisters. Ueberall findet man dieselbe Vermischung antiker und moderner Allegorie. Decker scheint, wie die meisten neuern Allegorienmaler, nicht einmal eine Ahnung von der Unschicklichkeit dieser Vermischung zwei ganz verschiedener, ja sogar einander entgegengesetzter Göttersysteme gehabt zu haben. Auch findet man fast überall, wo er etwas zur Ehre des Bauherrn oder Hausbesitzers anbringt, jene plump schmeichelnde, hyperbolische Uebertreibung, die freilich, zumal wo es den Fürsten galt, ganz im Geiste seiner Zeit war. Denn da sich

damals

damals die Theologen und Juristen um die Wette bemühten, diese Stellvertreter der Gottheit und Verwalter der göttlichen Majestätsrechte mit einem Nimbus von Heiligkeit zu umgeben, wie hätten sie die Künstler nicht auch vergöttern sollen? Paul Decker aber scheint sich darinnen besonders gefallen zu haben. Einen Beweis davon giebt sein fürstliches Audienzzimmer (Taf. 24 — 26.), wo die Ewigkeit in einer Glorie Krone und Scepter vom Himmel bringt, wo der Thron von lebensgroßen Engeln mit feurigen Schwerdtern bewacht wird und wo einige knieende Figuren die Bilder des Trajan und Antoninus Pius, die dem Throne zur Seite stehen, wirklich anzubeten scheinen. Noch viel feierlicher aber sieht das Thronzimmer im Pallaste des Königs (Taf. 7.) aus, das ganz einer im damaligen Kirchenprunkstyle verzierten Kapelle gleicht, und wo der in einer Art von Allerheiligstem aufgestellte Thron von so vielen Engeln umgeben ist, daß man dort eher das Hochwürdige ausgestellt, als einen sterblichen Fürsten sterblicher Menschenkinder sitzen zu sehen erwartet. Alles Vorbesagten ungeachtet, blieben Deckers Beispiele nicht ohne Nachahmer, und es würde nicht schwer, aber freilich von wenig Nutzen seyn, manche aus seinem fürstlichen Bau-

meister entlehnte und hin und wieder in Teutschland realisirte Ideen nachzuweisen. Indessen beschränkten sich die meisten Architekten nur darauf, den überladenen Pomp seiner und ähnlicher Zimmerverzierungen nachzuahmen, ohne sich viel darum zu bekümmern, ob sie einen Sinn hineinbrachten oder nicht. Dies sieht man schon an den Zimmern des Gartenpallastes (jetzt Belvedere genannt), den der Prinz Eugen um 1723 in Wien erbauen ließ, wo zwar Vieles, besonders in den von Jonas Drentwett gemalten Zimmern, fast ganz in Deckerscher Manier erfunden, aber nirgends, so viel man aus den in Kupfer gestochenen Abbildungen *) schließen kann, eine Idee festgehalten und durchgeführt ist. Auch war dies freilich nicht anders zu erwarten, da die meisten Dekorateurs die gelehrten Kenntnisse, welche solche Erfindungen voraus setzen, nicht besaßen und nach den Ideen von Gelehrten zu arbeiten, (wie Peter von Cortona und Thaddäus Zucchero nach der Angabe von Mich. Angelo dem jün-

*) In dem zu Augsburg 1731 u. f. erschienenen Kupferwerke, das den Titel führt: Wunderwürdiges Kriegs- und Siegeslager des unvergleichlichen Helden unserer Zeit — Eugenii u. s. w.

fern und Annibal Caro gearbeitet hatten,) entweder keine Gelegenheit oder keine Lust hatten.

Chr. Aug. Semler.

---

VI.

## Kunstnachrichten.

---

### Briefe über die Berliner Kunstausstellung vom Jahr 1806.

(Fortsetzung des zweiten Briefs.)

Unter den Künstlern im Fache der Bildhauerarbeit zeichneten sich auch diesmal die zwei Brüder Wichmann sehr zu ihrem Vortheile aus. Der ältere Bruder Carl Wichmann hatte 9 Büsten aufgestellt, die alle, etwa die No. 273 ausgenommen, so brav gemacht waren, daß sie wohl schwerlich in teutschen Landen besser ausgeführt werden könnten. Außer diesen hatte er noch eine Gruppe in

Lebensgröße gegeben, die Prinzessin Wilhelm von Preußen mit ihrer Tochter Amalia. Mütterliche Liebe sollte sich in ihr aussprechen. Man erkennt darin leicht die Aehnlichkeit mit der Venus Genitrix im Florentiner Museum (tab. XXXII.), außer daß der rechte Arm nicht in die Höhe gehoben und der Oberleib bekleidet ist. Auch das Kind hat ganz dieselbe Stellung. Der Künstler hatte dabei Hofrath Hirt's Fingerzeige befolgt, der immer eine alte Statue oder Gruppe nachgeahmt wissen will. Diese Nachahmung hatte ungemein viel Verdienstliches. Die Draperie ist besser, als in der Antike. Das Kind schwebt, welches freilich mehr auf den Götterknaben Amor, als auf die kleine Fürstentochter passen mag. — Ludwig Wichmann, der jüngere Bruder, hatte ein braves Relief von eigener Erfindung ausgestellt, Hector im Frauengemach der Helena, welches als Pendant zu des jüngern Schadows schon erwähntem Relief, Socrates bei der Theodote, zu betrachten war. Auch waren die Figuren von derselben Größe, 2 Fuß rheinländisch. Seine im Verzeichniß gleichfalls angeführte Marmor-Urne ist gar nicht zur Ausstellung gekommen. — Professor Bettkober hatte uns den Kaiser Alexander, das Publikum bei seiner Ankunft in Berlin

grüßend, vorgestellt, ärndete aber wenig Beifall, da man diese Figur von allen Seiten tief unter der Erwartung fand.

Eine besondere Unterhaltung gewährte die Vergleichung der zu gleicher Zeit ausgestellten Büsten Schillers vom Professor Dannecker in Stuttgardt und Professor Weißer in Weimar. Schade, daß bei beiden die Haare so zusammen gebacken sind. Sollte der Künstler nicht auch hier der dürftigen Natur mit Verstand nachhelfen können? Die Kopfstellung schien in Weißers Büste noch richtiger. So sahen wir Schiller bei seiner letzten, uns unvergeßlichen Anwesenheit in Berlin. Er hatte, wer mag das läugnen, in der Haltung seines Kopfes wirklich noch etwas Corporalmäßiges, vielleicht Anhauch seiner frühen Bildung auf der Carls-Akademie!

Die vom Bildhauer Unger gegebenen Sachen hatten nur geringen Werth; doch war die kleine Figur des Homer nicht schlecht, nur ohne alles Abzeichen oder Emblem. Er ist betend vorgestellt. Was kann man sich dabei nicht alles denken?

Noch verdienen die Arbeiten des jüdischen Künstlers Julius Simon eine Erwähnung. Er ist des Directors Schadow Eleve und läßt sich's sehr angelegen seyn. Allein seine eigene Composition, Priamus um die Leiche Hectors den Achilles bittend, kann nicht gelobt werden. D. Gall bemerkte in einer seiner Unterhaltungen, daß es dem mit dem Zahlenorgane so wohl ausgestatteten Juden doch fast immer am Kunstorgane fehle. In Berlin, Wien und Prag widmet sich eine bedeutende Zahl dieser Nation der Kunst, aber überall ohne nahmhaften Erfolg. Dagegen sind viel Jüdinnen vortreffliche Stickerinnen, wie wir hier in Berlin, z. B. an der Demois. Goldschmid eine des ersten Ranges besitzen.

Auch unter den Schülern und Eleven der Akademie machten sich mehrere Versuche vortheilhaft bemerkbar, die zum Theil auch nach Bildhauerarbeiten entworfen waren. So zeichnete sich eine Kindergruppe mit Sepia gezeichnet von Carl Sieg sehr zu ihrem Vortheile aus. Es sind 3 Knaben von etwas verschiedenem Alter, äußerst naiv gestellt, treu und sauber und geschmackvoll, alle Theilchen nach der Natur nachgeahmt, mit niederländischem Fleiß.

Dies alles erhob dies Bildchen, worinn die Figuren etwa 1 Fuß hoch seyn mochten, zum ersten Range seiner Art. Und der Künstler wird noch zu den Eleven gezählt. Ein Sohn des Director Schadow hat sich der Malerei gewidmet und wird die väterliche Ehre, als Erbtheil nicht mindern. Außer mehrern Copieen hatte er auch Theil an einem Altarblatte von Wilh. Wach, welches in drei Blatt vertheilt, zweierlei Kunstbestrebungen in Wetteifer setzte. Von Wilh. Schadow war der Apostel Paulus auf dem dritten Blatte. Allein dieser Versuch ist nicht zur Kenntniß des Publikums gekommen, da durch die bekannten traurigen Ereignisse die Ausstellung früher geschlossen wurde, als dies Bild vollendet werden konnte.

Zu den Sculpturarbeiten rechnet man billig auch die neu erfundenen Medaillen. Der Hof-Medailleur Loos hatte, in Verbindung mit seinem wackern Sohne Friedrich Loos, 11 verschiedene Denkmünzen in einem Rahmen aufgestellt. Die saubere Arbeit war an allen gleich schätzbar. Ihr Kunstwerth bestimmt sich aber freilich auch noch nach dem mehr oder minder guten Modelle oder der Zeichnung, wie sie die Künstler erhalten. Vorzüglich

gefiel durch edle Simplicität die auf den thätigen Bremischen Patrioten, den Senator Gröning geschlagene Medaille. Gegen die Erfindung der Medaille auf Alexander von Humboldt, die in ihrer Ausführung untadelhaft ist, wurde schon früher in einer gelesenen Zeitschrift eine gegründete Erinnerung gemacht. Ein recht tüchtiger Medailleur könnte L. Jachtmann werden, da er so brav zeichnet, wie unter andern hier das von ihm geschnittene Siegel für die chirurchische Pepiniere, Chiron der den Aesculap unterrichtet, ganz klar beweist.

Zum ersten, zweiten und dritten Male gefragt: was macht den Redner, antwortete der größte Redner des Alterthums immer wieder aufs Neue: die Action. So wird jeder Kunstverständige auf die Frage: was macht den bildenden Künstler, stets antworten, fertige und richtige Zeichnung. Das A B C dazu bleibt immer ein gutes, verständig abgestuftes, nach vollendeten Mustern zusammengesetztes Zeichenbuch. Es gereicht daher unserer Akademie zum ruhmwürdigen Verdienst, daß nun das Elementar-Zeichenbuch zum Unterricht in der

Zeichenclasse der Akademie in Berlin und aller Provinzial-, Kunst- und Gewerbsschulen, welches von der Akademie seit geraumer Zeit vorbereitet wurde, so weit zu seiner Reife gediehen ist, daß die erste Abtheilung in 5 Abschnitten (Geometrie und Perspective, Säulenordnungen, Technologie und Bergbau, Pflanzen, Laubwerk und Thiere, Zeichnung der menschlichen Figur) schon bald nach Michaelis 1806 ausgegeben worden wäre, wenn nicht auch dies Unternehmen die Ungunst der Zeit-Umstände hätte erfahren müssen. Man darf hier wirklich etwas Vorzügliches erwarten. Sowohl die Zeichnungen, als die Erläuterungen, sind von verschiedenen Mitgliedern nach den verschiedenen Fächern angefertigt und geprüft worden. Der Stich der Platte ist größtentheils von unserm verdienstvollen Berger, oder doch unter seiner Aufsicht ausgeführt worden.

In meinem nächsten Briefe soll ausführlicher von der Malerei die Rede seyn. Beten Sie unterdessen für die Aufrechthaltung unserer wissenschaftlichen und künstlerischen Institute, die mit dem Leben und Fortwirken unserer Monarchie aufs engste verbunden sind. —

Quod, o patrona Virgo
Plus uno maneat perenne seclo!

---

VII.

Correspondenznachrichten über die neueste Literatur und Kultur des österreichischen Kaiserthums.

---

Von den neuen Annalen der Literatur des östreichischen Kaiserthums sind bereits zwei Hefte erschienen, die sich durch innern Gehalt und durch unparteiische Recensionen auszeichnen. Abhandlungen kommen darin nur zwei vor, eine über das Höhenmessen mit dem Barometer von Prof. Karl Georg Rumi in Teschen, und die andere über den malerischen und energischen Charakter der ungarischen Sprache von eben demselben.

Von dem durch die Wiener Hofcensur verbotenen ersten Bande, des im vorigen Jahre in Göttingen erschienenen Magazins für Geschichte, Statistik und Staatsrecht der östreichischen Monarchie hat Seine k. k. Majestät selbst Notiz zu nehmen und darüber ein Handbillet an die Ober=Polizeistelle zu erlassen geruhet. In Teutschland soll das Werk mit Beifall aufgenommen worden seyn.

Bei dem Buchhändler Barth zu Herrmannstadt in Siebenbürgen erscheint auf Pränumeration folgendes Werk: „Versuch über das Costüm und die Gebräuche der Bewohner Siebenbürgens in getreuen Abbildungen mit den erforderlichen Erklärungen.“ Wallaszky, ev. Senior und Prediger in Ungarn besorgt eine neue berichtigte und vermehrte Ausgabe seines Conspectus historiae literariae Hungariae. Professor Stanislaides in Preßburg hat eine zweite berichtigte Ausgabe seiner Encyclopaedia philologiae herausgegeben. Samuel Bredetzky in Lemberg, soll Reisebemerkungen über Ungarn, Oesterreich und Galizien herausgeben.

Eine interessante Uebersicht der Zipser Literatur in

den drei letzten Quinquennien von 1790 bis 1805 steht im Februarhefte der neuen österreichischen Annalen; der Beschluß folgt im Märzhefte.

Bei Leyrer in Pesth kommt eine Zeitung für Damen heraus, die aus teutschen Zeitschriften, namentlich aus dem Freimüthigen und dem teutschen Merkur compilirt ist. Auch die Correspondenznachrichten aus Ungarn und Oestreich, die der Merkur enthält, werden darin nachgedruckt. — Die teutsche Preßburger Zeitung hat im laufenden Jahre 7000 Abnehmer, die Wiener nur 3000. — Die ungarische Nationalzeitung „*Hazai tudósitások*" wird auch im laufenden Jahre von Stephan von Kultsár in Pesth gut redigirt.

Professor Rumi in Teschen arbeitet an einer Grammatik der neugriechischen Sprache und an einer neugriechischen Chrestomathie.

Eine gute archäologische Schrift ist: Hercules Mehadiensis animadversionibus criticis illustratus a *Jacobo Ferdinando de Miller*. Pesth

bei Eggenberger 1806. Der ungarische Graf Ladislaus von Teleki gab folgende interessante und vortrefflich verfaßte Abhandlung heraus: A' magyar nyelo elémozditásáról (von der Vervollkommnung der ungarischen Sprache.) Pesth gedr. b. Matthias Trattner 1806. 8.

Zu den neuesten ungarischen Werken, aus dem Fache der schönen Künste gehören: A Pásztor Kiraly, énekes pásztor-játék harom felvonásokban Metastasioból (der Hirtenkönig ein Schäferspiel in drei Aufzügen nach Metastasio) von Gokonai und Amintas Metastasioból, auch von Gokonai. Großwardein b. Anton Gottlieb 1806. 8. Magyar Virgilius, azaz Virgilius Eneásának némelly darabjai magyar versekbefoglaltattak *Nagy* Janos (der ungarische Virgilius d. i. einige Stücke der Virgilianischen Aeneis in ungarische Verse gebracht von Johann Nagy.) Raab, bei Streibig's Wittwe, 1806. 98 S. 8. A' Kupidólt Amor (der verliebte Amor) von Michaël Vaondza. Pesth bei Stephan Kiß, 1806. 8. Flora, vagy szivre ható apró Románok, erköltsi Mesék, Versek's. a. t. (Flora, oder empfindsame kleine

Romane, Fabeln, Verse u. s. w.) Erstes Heft. Pesth b. Kiß. 1806. 190 S. kl. 8. [Magyar Aglájá, avagy Kelemetesen múlató nyájaskodások Külömbféle vers nemekben (Ungarische Aglaja, oder angenehme Unterhaltungen in verschiedenen Versarten. Pesth bei Eggenberger. 1806. 251 S. 8. Búfongó Amor (der trauernde Amor) von Michaël Vaondza. Pesth b. Kiß. 1806. 8. Jetzid és Haba (Jetzid und Haba), ein Trauerspiel in 5 Aufzügen von Ladislaus Gorove. Ofen 1806. 8. Enéas és Dido Kártágoi fzerelmes történetjek (Liebesabentheuer des Aeneas und der karthagischen Dido). Pesth b. Weber. 1806. 8.

Collin in Wien beschenkte uns im verflossenen Jahre mit seinem Balboa, einem Trauerspiele in 5 Aufzügen. Berlin b. Unger 1806. 131 S. 8. Plautus sämmtliche Lustspiele hat metrisch übersetzt und mit Anmerkungen begleitet Chr. Kuffner, 5 Bände mit Porträts. gr. 8. Wien b. Anton Doll 1806. 8. (10 Fl.) Quintus Curtius Rufus von den Thaten Alexanders des Großen hat Ranier in 2 Theilen übersetzt. Wien b. Doll. 1806. gr. 8. (2 Fl.) Ein sehr elendes und schamloses Produkt ist: „die

neue Alceste, eine Carricatur-Oper in Knittelreimen von 3 Aufzügen, bearbeitet von Joachim Perinet. Wien b. Wallishauser 1806. 96 S. 8.

In Ungarn wird im April zu Ofen ein neuer Reichstag gehalten, dem man mit gespannter Erwartung entgegensieht.

# Inhalt.


Princeton University Library
32101 065182543

